HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

ORIENTALISTISCHE LITERATURZEITUNG

MONATSSCHRIFT FÜR DIE WISSENSCHAFT VOM GANZEN ORIENT UND SEINEN BEZIEHUNGEN ZU DEN ANGRENZENDEN KULTURKREISEN

UNTER MITWIRKUNG VON PROF. D. J. BEGRICH, PROF. DR. A. FALKENSTEIN, PROF. DR. H. KEES, PROF. DR. E. WALDSCHMIDT UND PROF. DR. FR. WELLER HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. RICHARD HARTMANN

INHALT:

Zur Frage der Koranübersetzung. Von J. Fück 165

Besprechungen: . . . . . 168—203

Bohner, A.: Japan und die Welt. 2. Aufl. (W. Haenisch) 200

Braun, M., u. A. M. Schneider: Bericht über die Eroberung Konstantinopels. (F. Taeschner) 186

Eilers, W.: Iranische Beamtennamen in der keilschriftlichen Überlieferung. (P. Koschaker) 174

Fischer, A.: Der Wert der vorhandenen Koranübersetzungen und Sure 111. (J. Fück) 165

Geldner, K. F., s. Stenzler, A. F.

Groodt-Adant, Juliette de: Geschichte des französischen Einflusses in Syrien. Übers. v. K. Zühlke (E. Klingmüller) 168

Haendcke, B.: Germanien und das Morgenland von den Anfängen bis zur Gegenwart. (E. Kühnel) 170

Hänel, K.: Nigerien. Am Nil der Schwarzen. (D. Westermann) 201

Hillebrandt, A.: Aus Brâhmaṇas und Upaniṣaden. (H. von Glasenapp) 192

Hinz, W.: Persisch I. Leitfaden der Umgangssprache. (J. C. Tavadia) . . . 188

Jansky, H.: Lehrbuch der türkischen Sprache (F. Taeschner) 184

Klippel, E.: Unter Senûsy-Brüdern, Drusen und Teufelsanbetern. (H. v. Mžik) . . 183

Konow, St.: The two first chapters of the Daśasāhasrikā Prajñāpāramitā. (F. Weller) 193

Mlaker, K.: Die Hierodulenlisten von Ma'în, nebst Untersuchungen zur altsüdarabischen Rechtsgeschichte und Chronologie. (C. Brockelmann) 176

Nallino, C. A.: Raccolta di Scritti editi e inediti. III. (R. Hartmann) 178

Pernitzsch, M. G., s. Trittel, W.

Pischel, R., s. Stenzler, A. F.

Schimmel, Annemarie: Kalif und Kadi im spätmittelalterlichen Ägypten. (F. Taeschner) 180

Schneider, A. M., s. Braun, M.

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses auf der nächsten Seite

Preis halbjährlich RM 24.—; für Mitglieder der DMG RM 22.—. Alle die Schriftleitung angehenden Zuschriften allgemeinen Inhalts sind an den Herausgeber, alle auf die wissenschaftlichen Sondergebiete bezüglichen Zuschriften an das betreffende Mitglied der Schriftleitung, Manuskripte und Rezensionsexemplare an den Verlag zu richten. Gewähr für Besprechung unverlangt eingehender Bücher kann nicht übernommen werden.

Es ist zuständig: Für Altes Testament und Judaica Prof. D. J. BEGRICH, Leipzig W 35, König-Georg-Str. 14 / für Keilschriftforschung Prof. Dr. A. FALKENSTEIN, Berlin-Lichtenrade, Nürnberger Str. 13 / für Allgemeines, Semitistik, Islamistik, Iranistik, Turkologie und Afrikanistik Prof. Dr. R. HARTMANN, Berlin-Dahlem, Ladenbergstr. 13 / für Ägyptologie Prof. Dr. H. KEES, Göttingen, Düstere Eichenweg 12 / für Indologie Prof. Dr. E. WALDSCHMIDT, Göttingen, Hainbundstr. 21 / für den fernen Osten Prof. Dr. Fr. WELLER, Leipzig C 1, Stephanstr. 12.

Jährlich 12 Nummern

47. JAHRG. NR. 5 JHC MAI 1944

J. C. HINRICHS VERLAG / LEIPZIG C 1

(Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses):

Stenzler, A. F.: Elementarbuch der Sanskrit-Sprache. Fortgef. von R. Pischel. Umgearb. von K. F. Geldner. 12. Aufl. (H. Weller) 191
Trittel, W., u. M. G. Pernitzsch: Wörterbuch zur Auswahl moderner chinesischer Prosastücke. (W. Eberhard) 198
Wiersbitzky, K.: Südostasien. 2. Aufl. (W. Credner) 198
Wobst, G.: Die Dardanellenfrage bis zum Lösungsversuch des Abkommens von Montreux. (E. Pritsch) 186
Wüst, W.: Japan und wir. (H. Hammitzsch) 201
Zühlke, K., s. Groodt-Adant, J. de

Systematische Übersicht:

Aufsätze . . . . . 165—168
Allgemeines . . . . . 168—174
Keilschriftforschung . . . . . 174—175
Semitistik, Islamistik . . . . . 176—184
Kaukasus, Turkologie, Iran . . . 184—191
Südasien . . . . . 191—198
Ostasien . . . . . 198—201
Afrikanistik . . . . . 201—203

Zeitschriftenschau: Aegyptus — Archivum Orientale Pragense — Byzantinisch-Neugriechische Jahrbücher — Mitteilungen des Deutschen Instituts für ägyptische Altertumskunde in Kairo . . 203—206

Neuerscheinungen:

41 Glasenapp, H. v.: Die Religionen Indiens. Stuttgart: Kröner [1943]. (X, 391 S.) Kl.-8° = Kröners Taschenausgabe Bd. 190. RM. 4.50.

42 Gren, E.: Kleinasien und der Ostbalkan in der wirtschaftlichen Entwicklung der römischen Kaiserzeit. Uppsala: Lundequistska. Leipzig: Harrassowitz [1941]. (XL, 172 S.) Gr.-8°. = Uppsala Universitets Årsskrift 1941, 9. Kr. 7.—

43 Heberer, G.: Rassengeschichtliche Forschungen im indogermanischen Urheimatgebiet. Jena: Fischer [1943]. (VIII, 56 S. mit 35 Abb. im Text u. 5 Tab.) Gr.-8°. RM. 3.60.

44 Heissig, W.: Der mongolische Kulturwandel in den Hsingan-Provinzen Mandschukuos. Wien-Peking: Siebenberg-Verlag Walter Exner 1944. (98 S.) 8°. = Asien-Schriftenreihe Bd. 1. RM. 6.—.

45 Humbert, P.: Problèmes du livre d'Habacuc. Neuchatel: Université 1944. (303 S.) Gr.-8° = Mémoires de l'Université de Neuchatel XVIII. Fr. 12.—.

46 Mueller, J. H.: Libyen. Glut, Wind, Wüstensand. Olten: Walter A. G. [1942]. (159 S., 16 Taf.) 8°. Fr. 6.80.

47 Schäfer, E.: Dach der Erde. Durch das Wunderland Hochtibet. Tibetexpedition 1934/36. Berlin: Parey o. J. (XII, 292 S. 83 Abb., 1 Kte.) 8°. RM. 8.20.

OLZ

XLVII / 5 MAI 1944

Zur Frage der Koranübersetzung[1].

Von Johann Fück.

Die grundsätzliche Bedeutung der Ausführungen, welche Fischer über den Wert der vorhandenen Koranübersetzungen in dieser an Umfang kleinen, aber inhaltschweren Schrift macht, läßt es gerechtfertigt erscheinen, daß sie noch nachträglich an dieser Stelle besprochen wird. Denn es geht in ihr um nichts Geringeres als die Grundfragen der Koranexegese überhaupt. Bei dem lebhaften Interesse, welches weite Kreise von Gebildeten seit jeher im Abendlande der Offenbarung des arabischen Propheten entgegengebracht haben, ist es verständlich, daß der Koran außerordentlich häufig in europäische Sprachen übersetzt worden ist. Von keinem andern Werk der arabischen Literatur gibt es so viele Übertragungen wie von ihm, und ihre Zahl nimmt von Jahr zu Jahr ständig zu. Manche haben es zu hohen Auflagen gebracht, und einzelne genießen ein geradezu klassisches Ansehen. Aber es wäre ein bedenklicher Irrtum, wollte man daraus schließen, daß die Hauptarbeit auf diesem Gebiete getan sei, und Fischer betont demgegenüber mit vollem Recht, daß keine der vorhandenen Übersetzungen, mögen sie nun das ganze Werk umfassen oder sich auf eine Auswahl beschränken, strengen philologischen Anforderungen genügt. Die Gründe für diese überraschende Erscheinung liegen einesteils in der Natur der Sache, zum andern Teil sind dafür die Übersetzer selbst verantwortlich zu machen. Fischer erinnert nachdrücklich daran, daß eine eigentümliche Dunkelheit zum Stile der arabischen Offenbarungen gehört, und daß an einer bekannten Stelle (Sure 3, 7/5) gesagt wird, daß das heilige Buch neben feststehenden (*muḥkamāt*) Versen auch solche enthält, die mehrdeutig (*mutašābihāt*) sind. Außerdem gibt es im Koran zahlreiche Anspielungen auf Personen (insbesondere Gegner), Vorkommnisse und Verhältnisse, deren Verständnis sehr rasch in Vergessenheit geriet, so daß bereits die ältesten Exegeten sich bei ihrer Deutung ganz aufs Raten verlegen mußten. Erschwerend wirkt weiter die jeder festen Ordnung ermangelnde Komposition des Buches, die dazu geführt hat, daß die längeren Suren ein meist schwer entwirrbares Mosaik von Einzeloffenbarungen der verschiedensten Art und aus ganz verschiedenen Zeiten bilden. Schließlich macht Fischer geltend, daß es keinen wirklichen textus receptus gibt, und daß die Wahl unter den Varianten nicht immer leicht ist. Zu diesen in der Natur der Sache liegenden Schwierigkeiten treten nun noch gewisse Unzulänglichkeiten derjenigen hinzu, welche sich bisher an das Übersetzungswerk gewagt haben. Fischer macht ihnen allen — dem einen mehr, dem andern weniger — zum Vorwurf, daß sie meist zu sehr von den einheimischen Kommentaren, vor allem der Spätzeit abhängig sind, daß sie sich zu wenig um die oft wertvollen philologischen Angaben der einheimischen exegetischen Literatur bekümmern, und daß sie die Koranlesarten zu wenig berücksichtigen. Er beanstandet weiter, daß sie in der Sucht, im Koran jüdische und christliche Elemente zu finden, den arabischen Charakter des Werks verkennen, und vermißt bei den meisten eine genügende Kenntnis der Feinheiten der arabischen Grammatik und eine hinlängliche Vertrautheit mit dem arabischen Sprachgebrauch; schließlich tadelt er, daß sie durch ihre assertorischen Übersetzungen den problematischen Charakter vieler Koranstellen verwischen. Fischer begnügt sich indessen nicht mit einer rein theoretischen Kritik, sondern erweist die Berechtigung seiner Ausstellungen an der Behandlung, welche Sure 111 in den Koranübersetzungen bisher erfahren hat. Das Ergebnis ist überraschend: Von den fünf Versen der Sure ist bisher nur der dritte „*Er* (Abu Lahab) *wird sicher in einem lohenden Feuer brennen*“ richtig wiedergegeben worden, während die vier übrigen mißverstanden worden sind. In den beiden ersten Versen nämlich: „*Verderben treffe die Hände des Abū Lahab, und tatsächlich hat ihn bereits das Verderben getroffen! Nicht hat ihm genügt sein Vermögen, und was er erworben*“ ist durchweg verkannt worden, daß das imprekative Perfekt *tabbat* nach der idiomatischen Ausdrucksweise *ahlakaka waqad ahlakaka* „möge er dich zugrunde richten, und er hat es schon getan“ seine Fortsetzung in einem präteritalen

1) **Fischer,** August: Der Wert der vorhandenen Koranübersetzungen und Sure 111. Leipzig: S. Hirzel 1937. (49 S.) Gr.-8° = Berichte über die Verhandlungen der Sächs. Akad. d. Wiss. zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse. Bd. 89, H. 2. RM. 2.—.

watabba bzw. (nach der Lesart des Ibn Masʿūd und Ubaiy) *waqad tabba* findet; man hat vielmehr beide Perfekte entweder imperativ aufgefaßt und dann den Anschluß an das deutlich präteritale „*mā aġnā*" verfehlt, oder aber präterital gedeutet und damit den Sinn des Ganzen, die Verfluchung des Abū Lahab, verkannt. Noch schlimmer ist es den beiden letzten Versen ergangen „*Und* (ebenso) *sein Weib, die* (verächtliche) *Brennholzträgerin, deren Hals ein Strick aus Palmen* (oder *Pflanzen*)*fasern schmückt*". In ihnen hat die älteste einheimische Exegese richtig einen *higā'* gesehen, in welchem die Frau des Abū Lahab als eine die niedrigste Arbeit verrichtende und jeden Schmuckes bare Dienstmagd verhöhnt wird. Dann aber haben andere Ausleger den Ausdruck „*Brennholzträgerin*" entweder metaphorisch als „*Verleumderin, Angeberin*" gedeutet oder mit der törichten Legende erklärt, sie habe dem Propheten Dornen auf den Weg gestreut. Die europäischen Übersetzer dagegen sehen in der „*Holzträgerin mit einem Baststrick um den Hals*" mit Vorliebe eine Schilderung ihrer Tätigkeit im Höllenfeuer, wo sie Holz zu dem Feuer herbeischleppt, in dem Abū Lahab schmort.

Diese kritische Nachprüfung, welche Fischer mit gewohnter Meisterschaft durchführt, erbringt nicht nur den Beweis für die Ausstellungen des ersten Teiles, sondern ist darüber hinaus für die grundsätzlichen Fragen der Koranexegese lehrreich. Sie zeigt (zum mindesten für das gewählte Beispiel) die große Bedeutung der Koranlesarten, welche hier zum ersten Male systematisch herangezogen werden; denn die richtige Erklärung des ersten Verses hängt durchaus von der außerkanonischen Lesart *waqad tabba* ab, welche m. E. in den Text aufgenommen werden muß, da aus Fischers sorgsamen Untersuchungen hervorgeht, daß in Redensarten des Typs *ahlaka waqad ahlakaka* niemals *qad* fehlt, während in Verwünschungen der Form *faʿalaʾllāh bika wafaʿala* beide Perfekte imprekativ sind (s. Fischer S. 24, Anm. 1). Daß gerade die Lesarten des Ibn Masʿūd häufiger zu einem besseren Verständnis des ʿUṯmāntextes verhelfen können, haben schon einheimische Erklärer gesehen (s. S. 19 das Zitat aus Suhailī und weiter Nöldeke, *Geschichte des Korans*² III 80, Anm. 1). Sie haben sich auch im vorliegenden Falle auf ihn für die richtige Deutung des Verses (S. 24f) berufen; doch hat kein europäischer Übersetzer bisher davon Notiz genommen. Nicht minder wichtig ist sodann der Nachweis, daß in Sure 111 ein echt arabischer *higā'* vorliegt; damit erfährt die Erkenntnis, daß Muhammed nicht vom Juden- oder Christentum her, sondern zunächst aus seiner arabischen Umwelt zu verstehen ist, eine wertvolle Bestätigung. Daß die Stilmittel des Koran, seine Reime, Alliterationen, die Schwüre am Eingange mancher früheren Sure altarabisches Erbe sind und ihr Gegenstück in den Sprüchen der *Kuhhān* haben, ist bekannt; wenn wir nunmehr den Propheten sich des *higā'* bedienen sehen, bereichert dies das Bild seines frühesten Auftretens, das wir uns nach dem Muster der alten Seher vorzustellen haben (s. Fischer E I II 670b), um einen neuen bedeutungsvollen Zug. Gewiß war er mehr als ein *kāhin* und hat mit Recht dagegen protestiert, daß seine Landsleute ihn dafür hielten; aber ihr Mißverständnis wäre gar nicht möglich gewesen, wenn er nicht, zum mindesten in den äußeren Formen seines Auftretens, an die alten Seher gemahnt hätte. Für den künftigen Koranübersetzer aber erwächst somit die Aufgabe, den Koran als ein altarabisches Denkmal zu verstehen, und (soweit er nicht aus sich selbst verständlich ist) seine Erklärung im altarabischen Wesen zu suchen, in dem der Prophet aufwuchs. Zu den altarabischen Zügen des Korans gehört weiterhin die Verwendung von Ausdrücken der Dichtersprache (des Propheten Abneigung gegen die Poesie betrifft ihren Inhalt, nicht ihre Form), und es ist ein schönes Ergebnis der vorliegenden Untersuchung, daß sich *ǧīd* „Hals" als ein der beduinischen Poesie eigentümlicher Ausdruck herausstellt. Daher wird die künftige Koranforschung die alte Dichtung als den reinsten Ausdruck altarabischen Geisteslebens viel stärker berücksichtigen müssen als dies bisher geschehen ist.

Mit dieser Arbeit hat Fischer nicht nur für alle, die es angeht, eine Warnungstafel gegen die Überschätzung der bisher vorliegenden Koranübersetzungen aufgerichtet, sondern darüber hinaus an einem Einzelfall gezeigt, wie eine künftige Koranübersetzung zu bewerkstelligen wäre. Dafür werden ihm alle, die sich um das Verständnis dieses gemeinhin für leicht gehaltenen, in Wirklichkeit aber an Schwierigkeiten überreichen Textes bemühen, aufrichtig dankbar sein.

Besprechungen.

Allgemeines.

Groodt-Adant, Juliette de: **Geschichte des französischen Einflusses in Syrien.** Frankreichs Kampf um dieses Kolonialgebiet, England sein perfider Gegenspieler. Übers. v. K. Zühlke. Köslin: Hendess [1941]. (XX, 268 S., 3 Kt., mehrere Taf.) 8°. Hlw. RM. 6.50. Bespr. von E. Klingmüller, Breslau.

Das Problem Syrien hat seit Aufstellung der Weygand-Armee in diesem Raum zu Be-

ginn des Krieges eine gewisse laufende Beachtung im Schrifttum gefunden. Eine Sonderstellung nimmt darin zweifellos das hier anzuzeigende Buch ein, das allerdings in der Hauptsache schon vor Kriegsausbruch geschrieben wurde. Es ist, wie es in der Einleitung heißt, für Franzosen geschrieben, hat aber in Frankreich bisher die Öffentlichkeit nicht erreichen können. Das Besondere an dem Werk ist seine Tendenz, welche in einer scharfen Kritik der englischen Orientpolitik, die keinerlei Rücksicht auf den französischen Verbündeten genommen hat, gipfelt.

Nach einer kurzen historischen Einleitung über die französische Levantepolitik setzt die detaillierte Darstellung bei den bekannten Verhandlungen und Verträgen der Alliierten über die Aufteilung des Vorderen Orients während des Weltkrieges ein. Unter Verwendung und Zitierung des einschlägigen europäischen Schrifttums zeigt die Verfasserin die sich bereits damals abzeichnende selbstsüchtige und rücksichtslose Politik der Engländer auf. Die militärische Entwicklung der Jahre 1917/18 ist eingehender behandelt, wobei die zögernde und Halbheiten nicht abgeneigte französische Politik besonders herausgearbeitet ist. Der ersteHauptteil schließt mit der Besetzung Syriens durch die alliierten Truppen.

Im zweiten Teil schildert sie eingehend die schwierige Lage des französischen Oberkommissars, der zwischen den verschiedenen Lagern — den Engländern, den Arabern und mehr und mehr auch wieder den Türken — lavieren mußte. Daran schließt sich der französische Rückzug aus Cilicien sowie die schlechte und unzureichende Ablösung der englischen Truppen in Syrien durch französische Einheiten an. Das Verhältnis England—Faisal—Frankreich ist nur behandelt, soweit es für Frankreich Nachteiliges bot.

Es ist zweifellos ein Verdienst dieses Buches, daß es auf den französisch-englischen Gegensatz im Vorderen Orient hinweist, der von historischer Schau bisher selten behandelt wurde. Eine Abrundung der Darstellung ist aber nur zu erlangen, wenn auch der arabische Teil des Problems eine geschlossene Würdigung erfährt. Die Stabilisierung der Macht Frankreich — als Alleinherrscher — in Syrien sowie die Stabilisierung an der türkisch-syrischen Grenze bilden zusammen mit dem Abkommen von Ankara den Schluß des Buches.

Die Themenstellung des Werkes ist auf das wärmste zu begrüßen, wenn auch bereits sehr gute Darstellungen über einzelne Phasen der Entwicklung, die übrigens zum größten Teil auch zitiert sind, existieren. Leider läßt das Buch eine klare Disposition vermissen, und es ist für den Leser nicht immer leicht, den roten Faden im Gestrüpp vieler Einzelheiten zu bewahren. Eine klare, historische Gliederung, die dann vielleicht noch einmal sachlich zu unterteilen wäre, würde sicherlich eine große Erleichterung bedeuten.

Selbst wenn auf eine genaue Umschrift verzichtet wird, scheint eine größere Sorgfalt bei Zitaten von Namen und Titeln angebracht; allerdings scheint es, als ob ein Teil der Mängel auf die Übertragung aus dem Französischen zurückzuführen ist. Erwähnt sei z. B. Ibn Rochid statt Rachid, Muawio statt Muawiya, sowie bei Büchern u. a. „‚Die sieben ‚Pfeiler' — statt ‚Säulen' — der Weisheit". So läuft das Buch Gefahr, nicht so ernst genommen zu werden, wie es im Grunde die Themenstellung erfordert, wie es wohl auch die Verfasserin gewünscht hat und wie es im ganzen gesehen nach dem Arbeitsaufwand auch gerechtfertigt ist.

Haendcke, Berthold: **Germanien und das Morgenland.** Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Eine kunstgeschichtlich-handelsgeschichtliche Untersuchung. Leipzig: Karl W. Hiersemann 1942. (VIII, 182 S.) Gr.-8°. Geb. RM. 9.50. Bespr. von E. Kühnel, Berlin.

Der als emer. Ordinarius für Kunstgeschichte in Königsberg bekannte, 80jährige Verfasser legt Jahrzehnte lang gesammelte Notizen über Handelswege und Kunstbeziehungen zwischen Orient und Abendland nunmehr in Buchform vor. Der überaus mannigfaltige, in etwa 130 kleinere Schlagwort-Kapitel eingeteilte Stoff ist zwar im wesentlichen in historischer Folge behandelt, läßt aber eine Unterordnung unter größere Zeitabschnitte oder sachlich zusammenfassende Gesichtspunkte vermissen. Wegen der knappen und trockenen Art der Darstellung eignet sich der Text ohnehin weniger zu fortlaufender Lektüre als zum Nachschlagen über Einzelfragen unter Benützung des angefügten Sachregisters. Der Wert des zusammengetragenen Materials wird aber stark beeinträchtigt, wenn nicht ganz in Frage gestellt durch das völlige Fehlen von Belegstellen, so daß nirgends zu ermitteln ist, woher die oft recht gewagten Behauptungen bzw. ohne Kritik übernommenen Entlehnungen gewonnen sind. Es wimmelt von Mißverständnissen und nachweislich irrigen Angaben, und begreiflicherweise stellt sich dann die Skepsis auch da ein, wo sie vielleicht unberechtigt ist.

Als persönliche Ausrichtung des Verfassers fällt vor allem eine bei einem Historiker schwer verständliche Überschätzung der wirtschaftlichen Faktoren im politischen Geschehen auf.

Den maßgebenden Grund für die Abwanderung der Goten z. B. sucht er neben der Übervölkerung im Drange nach Gold und im „Interesse für das Geschäft mit dem Balkan und mit Italien", wie er überhaupt im Vorgehen der germanischen Völker „klar erkannte geschäftliche Ziele" mitsprechen läßt (S. 36, 37). Höchst sonderbar liest sich die Erklärung, weshalb die Normannen 1066 England besetzten (S. 75):

„weil das Morgenland in großen Mengen leinene und wollene Fertigwaren verlangte, aber die Friesen, die maßgebenden deutschen Wollieferanten, im eigenen Lande nicht genügend Rohstoffe fanden und sich diese deshalb aus dem nahen England holen mußten. Dadurch wurden wieder die Schäfereien in der Normandie geschädigt, so daß die Normannen sich gezwungen sahen, das konkurrierende Rohstoffgebiet England zu besetzen".

Daß im 11. Jh. der Zisterzienserorden der „maßgebende Großgrundbesitzer und Händler" und „alle Orden seit alters Großlieferanten von Getreide und Vieh" waren (S. 88), mag manchem Leser noch einleuchten, aber es geht doch wohl entschieden zu weit, wenn es S. 105 heißt:

„Die Mongolen brachen aus ihren Steppen hervor, weil Italien in Frankreich nur noch geringe Mengen von wollenen Halbfabrikaten oder Rohwolle kaufte, infolgedessen gingen große Mengen niederländischer Tücher ... über Braunschweig-Lübeck-Riga-Nowgorod nach Innerasien, so daß die Schafzüchter im Orient in ihrem Handel, d. h. in ihrer Existenz, bedroht wurden".

Die Mongolen als gekränkte Schafzüchter! Daß die Polo ihre Reisen ursprünglich unternahmen, weil sie mit den venezianischen Glasperlen- und -knöpfen bzw. Glaswaren überhaupt eine begehrte Ware verkaufen konnten (S. 109), überrascht dann schon weniger. Und daß Timur 1397 Bagdad zerstörte, um an die Stelle dieses Handelszentrums Tebriz zu setzen — warum nur gerade Tebriz? — erscheint jedenfalls plausibler als der Grund, weshalb er 1392 Sarai und Tana vernichtete: „d. h. den genuesisch-venezianischen und den davon abhängigen deutsch-morgenländischen Handel, um diesen allein kontrollieren zu können" (S. 122). Wie Wassily IV. es fertig brachte, durch die Besetzung von Astrachan 1534 den „direkten Seeverkehr mit England, dem unentwegten Gegner der Hansa" aufzunehmen (S. 142), bleibt wieder ganz rätselhaft. Und schließlich: wenn man bedenkt, wie verzweifelte Anstrengungen Friedrich d. Gr. machte, um die Pforte zu einem Militärbündnis gegen Österreich und Rußland zu bewegen, dann klingt die Darstellung, er habe mit den Türken einen Handelsvertrag abzuschließen gesucht, „um der schlesischen Leinwand im nahen Orient einen größeren Absatz zu verschaffen" (S. 153), fast wie Hohn.

Die oft betonte Bedeutung von Seidenhandel und Seidenindustrie für die zur Diskussion stehenden Beziehungen wird zwar richtig erkannt, aber wiederum in Angaben ausgewertet, die sehr der Kontrolle bedürfen.

Wenn in schwedischen Gräbern Seidentücher aus der Han-Zeit gefunden wurden, so ist das noch kein Beweis für eine Seeverbindung (S. 29). Es ist doch wahrscheinlicher, daß sie auf dem Landwege dahin gelangten! — Daß Seide früher in Indien und Assyrien als in China bekanntgewesen sei (S. 50), müßte erst einwandfrei festgestellt werden. — Woher stammt die Nachricht, daß mit den bei Poitiers 732 gefangengenommenen Arabern eine Seidenfabrik in „Ambusson" — etwa Aubusson? — betrieben wurde (S. 50)? Das ist doch pure Phantasie! — Die „byzantinischen" Seidenfabriken sollen „der Masse nach" nicht in Konstantinopel. sondern in Syrien, Armenien „und vor allem Persien" gelegen haben (S. 85). Da unterschätzt der Verf. offenbar die ständige Gegnerschaft zwischen Byzanz und Iran — auch im Seidenhandel! — König Roger „verschrieb sich" nicht Seidenarbeiter aus Griechenland für Sizilien (S. 50), sondern er brachte sie 1147 von einem Beutezug aus Korinth und Theben mit. — Die irrige Annahme, die berühmten Gewänder der Marienkirche in Danzig seien in Ägypten hergestellt, hält den Verf. nicht ab, ihren Import über Nowgorod zu verfechten (S. 126); in Wirklichkeit handelt es sich um Brokate, die im Mongolenreich gearbeitet und nur in einem Fall zweifellos für Ägypten bestimmt waren.

Zumal in Dingen islamischer Geschichte, Geographie und Kunst begegnet man groben Fehlern und Verwirrungen, die auf mangelnde Sachkenntnis und ungenaue Notizen aus der Fachliteratur zurückgehen und nicht ohne weiteres als verzeihlich durchgelassen werden können.

Den Reisenden „Ibn aus Chordadbeh" (S. 32) wird man als harmlosen Lapsus hinnehmen und ebenso die Bemerkung, daß durch den Kalifen al-Mahdi Bagdad „wieder" zu einer maßgebenden Handelsstadt emporgestiegen sei (S. 73). Aber wie sollen die Westgoten unter Walja „erst im Jahre 416" — kein Druckfehler! — „mit den Arabern in Spanien in Berührung gekommen" sein (S. 45)? Und in welcher Quelle sind tatsächlich Wikinger „noch 1041 in Arabien nachgewiesen"? (S. 95). — Porzellan wurde angeblich „während des 3. bis 9. Jh." nach Mesopotamien (Samarra) ausgeführt; gemeint ist doch wohl 3. Jh. H. = 9. Jh. n. Chr.! Und gleich darauf: „seit etwa 1150 kam das Porzellan in die islamischen Länder (Chorasan) und seit dem 12. Jh. auch nach Persien" (S. 129)! — An anderer Stelle (S. 112) wird Samarra zum „Bereiche Ägypten-Syrien" gerechnet. — Die nach der hl. Hedwig (1174—1243) benannten Trinkbecher sind nicht, wie Verf. annimmt, aus Bergkristall, sondern aus Glas und stammen keineswegs „wahrscheinlich aus dem Schatz des Azizbillah in Kairo (975—996)", sondern sicher erst aus dem 12. Jh. Im Anschluß daran heißt es (S. 87): „Die ältesten erhaltenen deutschen Kristallarbeiten wurden etwa 973—82 in Essen und in Quedlinburg (983—1002) hergestellt". Welche Konfusion! Bei den in den Kirchenschätzen von Essen und Quedlinburg verwahrten Stücken handelt es sich nun wirklich um nachweislich frühfatimidische Arbei-

ten, und Bergkristallgerät deutscher Herkunft gibt es bekanntlich erst seit Ausgang des Mittelalters. — Ob das „Damaszieren" von Waffen schon vor dem Islam in Indien bekannt war (S. 54), mag dahingestellt bleiben, aber daß erst im 16. Jh. die sog. Damaszener Klingen in Deutschland als Einfuhrgut aus Indien oder Japan (!) „nach langer Unterbrechung wieder auftauchten" (S. 134), bedarf wohl nicht erst der Widerlegung. — Daß im 16. Jh. die (offenbar mit Stoffmanufakturen verwechselten) „Teppichfabriken von Skutari, Brussa, Konstantinopel" mit den „in Brüssel zusammengefaßten niederländischen Fabriken" in Wettstreit traten (S. 141), kann man sich schon wegen der technischen Verschiedenheit der Erzeugnisse schwer vorstellen. — Das „bevorzugte Motiv" der sog. Polenteppiche war nicht das Tier (S. 147), sondern es ist gerade bei dieser Gattung eher selten.

Die mannigfachen Einflüsse des nahen und fernen Orients auf die christliche Kunst des Abendlandes werden vom Verf. in vielen Fällen treffend, in anderen wieder entstellt oder übertrieben aufgezeigt. Er betont die Bedeutung der Syrer für die Ausbreitung des Christentums und einzelner Baugedanken in Gallien und im Rheinland, setzt sie aber mehrmals mit den Armeniern gleich, die er als aus Südosteuropa eingewandertes „arisches (germanisches ?)Volk" bezeichnet (vgl. S. 42ff., 56ff., 70, 79). Daß durch die Nestorianer fernöstliche Elemente vermittelt werden konnten (S. 81), liegt nahe, aber ob auch die Thomaschristen Architekturmotive aus Indien weitergaben (S. 98), darf man bezweifeln.

Die Bedeutung des iranischen Reiterheiligen als Vorbild für das Abendland (S. 80, 103) leuchtet eher ein als die Parallele, die zwischen französischen Miniaturen des 13. Jh. und „iranischer Handschriftenmalerei vom Ende des 10. Jh." (?) gezogen wird (S. 110). — Den orientalischen Ursprung von Stufenportal und Tympanon wird man gelten lassen, aber wenn davon die Rede ist, daß „das Tympanon der Kirche Tag-i-bustan"(!) an das romanischer Kirchen erinnere (S. 58), so erschrickt man doch einigermaßen. — Wo befinden sich „in Kopenhagen grobe Nachahmungen persisch-sasanidischer Teppiche" (S. 65) ? — Der Zeugdruck ist nicht im 13. Jh. aus China nach Deutschland gelangt (S. 131), sondern war damals dort schon bekannt und zeigt in den Motiven sarazenischen Einschlag. — Die Frage, ob beim gotischen Altar im 15. Jh. (!) ein „Anreiz des Orients, besonders Irans" angenommen werden dürfe (S. 130), wird man gar nicht schnell genug verneinen, während man sich die Gegenüberstellung von gotischen Madonnen und Kuanyin-Darstellungen (S. 109) schon eher gefallen läßt. — Daß Dürer persische Miniaturen kannte und von ihnen angeregt wurde (S. 135), ist mehr als wahrscheinlich, aber daß man bei Cranachs nackten Frauengestalten an „indianische Kuriositäten" denken soll (S. 140), ist gleich wieder etwas viel verlangt.

Es ließen sich noch viele Punkte anführen, bei denen der fachlich interessierte Leser dieses Buches zum mindesten stutzt. Die angeführten Stellen dürften aber genügen, um äußerste Vorsicht bei seiner Benutzung anzuraten. Andererseits gebot sowohl die Person des Verfassers wie die Bedeutung des Themas eine auf Einzelheiten eingehende, wenn auch leider im allgemeinen ablehnende Besprechung.

Keilschriftforschung.

Eilers, Wilhelm: **Iranische Beamtennamen in der keilschriftlichen Überlieferung.** Leipzig: F. A. Brockhaus i. Komm. 1940. (VII, 142 S., 4 Taf.) Gr.-8° = Abhandl. f. d. Kunde des Morgenlandes XXV, 5. RM. 15.—. Bespr. von P. Koschaker, Tübingen.

Ich bin nur sehr beschränkt zuständig, über diese Arbeit zu berichten. Der Verf., von Haus aus Jurist, hat seinen Ausgang vom Studium der keilschriftlichen Rechtsurkunden genommen, ist weiterhin Iranist geworden und benutzt diese seltene Kombination von Kenntnissen, das persische Sprachgut in den keilschriftlichen Rechtsurkunden der Perserzeit aufzuhellen. Die vorliegende Studie beschäftigt sich mit einigen Beamtennamen.

Zuerst mit dem *iprasakku* beziehungsweise dem *patparasu*, in welchen Beamtentiteln Verf. die persischen Worte **frasaka* bzw. *patifrāsa* findet. Diese Vergleichung hat ihm auch erst die richtige Lesung der keilschriftlichen Termini ermöglicht, gestattet ihm den **frasaka* in Esra 5,6; 6,6 in den אפרסכיא zu erkennen, in denen eine ältere Auslegung den Namen eines Volksstammes der Apharsechäer zu finden glaubte. Endlich findet sich der **patifrāsa* in dem aramäischen Elephantinepapyrus 37. Beiden Bezeichnungen liegt der persische Verbalstamm *fras-* mit der Grundbedeutung „fragen", dann „untersuchen, urteilen" zugrunde. Somit glaubt der Verf. diese Funktionäre als Verwaltungsbeamte mit richterlichen Funktionen bestimmen zu können. Das ist durchaus einleuchtend. Als Parallele möchte ich auf akkadisch *ša'ālu*, hethitisch *punuš-* verweisen, das in den El-Amarna-Briefen wie in den hethitischen Urkunden aus Boğazköi die Tätigkeit des Königs im Verfahren gegen den Lehensmann bezeichnet, und zwar ebenso mit der Grundbedeutung „fragen, untersuchen", worin zugleich die Befugnis zum Urteilen enthalten ist.

Schwieriger liegt die Sache bei den in den Elephantinepapyri vorkommenden המרכריא = pers. **hamāra-kara* „Rechnungsführer". Gegenüber Perles, der das Fortleben dieses Titels in den אמרכולין genannten Beamten des Tempels in Jerusalem behauptet hatte, weist Verf. darauf hin, daß dieser Titel dem babylonischen *am-ma-ri a-kal* „Verpflegungsaufseher" entspricht, während **hamāra-kara* in den Keilschrifturkunden als *ḫammarakaru*, *ammarkarra*

begegnet. Fraglicher ist die Hypothese, die der Verf. zur Erwägung stellt, ob aus der Verwendung des „Rechnungsführers" in Verpflegungssachen die babylonischen Schreiber diesen Titel nicht in *am-ma-ri a-kal* umgedeutet hätten. Unsicher ist, wie Verf. selbst zugibt, die Erklärung des keilschriftlichen *pi-ti-pa-ba-ga* aus pers. **piθfa-baya*, wobei der zweite Teil *baya* „Verteiler" wäre. Dieser Beamte begegnet bei Einziehung von Naturalabgaben von dem Steuerpächter und handelt selbst wieder im Auftrag höherer Instanzen. Die Schwierigkeit liegt in der Herleitung des ersten Elements *pitipa* von iranisch *pitav* „Speise". Ich vermag die philologischen Ausführungen des Verf. nicht zu beurteilen, die er selbst als zweifelhaft bezeichnet. Ich kann aber auch nicht finden, daß mit der Etymologie „Speiseverteiler" Wesentliches zur Erklärung der nachweisbaren Funktionen dieses Beamten beigetragen wäre. Der letzte der Beamtennamen, die der Verf. untersucht, ist der keilschriftliche *ustar(a)baru*, vom Verf. als *vistar-bara* erklärt. *bara* ist „Träger". Die Ableitung des ersten Elements des Kompositums von einem altpersischen *vistar* „Decke, Teppich" (vgl. neupers. *gustar* „Kissen". das armenische Lehnwort *pastar* „Decke, Teppich"), kann ich wiederum nicht würdigen. *vistar-bara* wäre demnach der „Teppichträger". In der Tat kann der Verf. ein Relief (Tafel 1) aus Persepolis nachweisen mit Personen, die unter dem linken Arm ein Stück Tuch mit Fransen, also wahrscheinlich einen Teppich tragen, in der rechten Hand aber eine Peitsche, was auf polizeiliche Funktionen hinweist. In den Keilschrifturkunden wird der *ustarbaru* in einigen Fällen mit dem Zusatz *ša šarri* „des Königs" angeführt. Da er meist unter den Zeugen genannt wird, braucht sein Amt mit dem in der Urkunde verbrieften Akt funktionell nicht notwendig zusammenzuhängen, kann daher die Bezeichnung rein titular sein. Vielleicht darf man in Erwägung ziehen, ob das Amt nicht rein als Titel verliehen werden konnte.

Das keilschriftliche Material für diese Beamten ist nicht sehr groß und der Inhalt der Urkunden als solcher gestattet häufig keine Schlüsse auf ihre Funktionen. Infolgedessen spielen in den Ausführungen des Verf. sprachliche Erwägungen eine große Rolle. Über sie zu urteilen, bin ich nicht berufen. Aber auch der den Dingen ferner Stehende wird die umfassenden Kenntnisse des Verf., die Genauigkeit seiner Arbeit, die Vielseitigkeit des Materials, das er heranbringt, anerkennen. Wir wünschen dem Verf., daß er diese Studien fortsetzen und erweitern kann.

Semitistik, Islamistik.

Mlaker, K.: Die Hierodulenlisten von Ma'în, nebst Untersuchungen zur altsüdarabischen Rechtsgeschichte und Chronologie. Leipzig: O. Harrassowitz 1943. (127 S.) Gr. 8° = Sammlung orientalistischer Arbeiten, 15. Heft. Bespr. von Carl Brockelmann, Halle a. S.

In der alten Hauptstadt des Minäerreiches kopierte J. Halévy 1869 5 Inschriften von einer viereckigen Säule vor dem Eingang des ʿAthtartempels; E. Glaser ergänzte diese auf seiner zweiten Reise 1885/6 durch 6 Abklatsche. Aus Halévys Veröffentlichung, die er nach Glasers Mitteilungen ergänzen konnte, wiederholte Hommel diese Texte in seiner Südar. Chrestomathie und bestimmte sie als „Hierodulenlisten", da ihr stereotypes Formular besagt, daß ein A, Sohn des B, Familie C, Sippe D geweiht und dem Tempel gewidmet hat die E aus F (Landes- oder Ortsname). Mlaker reproduziert nun nach genauer Prüfung der in Wien aufbewahrten Glaserschen Abklatsche die Texte noch einmal vollständig, wobei sich mancherlei Berichtigungen von Halévys und Hommels Lesungen ergeben haben. Das zweite Verb des Formulars *ḫsr*, das Hommel als „er gab der Gottheit preis" übersetzt hatte, daher er die Bezeichnung Hierodulenlisten wählte, nimmt er mit Rücksicht auf die südarab. Bedeutungen des Wortes, für die er noch Landberg, Gloss. Dathinois 592 hätte zitieren können, „verlieren, daher aufwenden, bezahlen", mit Recht in der allgemeineren Bedeutung „widmen". Da das kurze, stereotype Formular dieser Texte den Zweck dieser Widmung nicht erkennen läßt, zieht M. eine s. Z. von G. Ryckmans im Muséon 48, 1935, Nr. 155 veröffentlichte Inschrift des Pennsylvania University Museum, heran, in der von der Darbringung einer Magd an den Tempel des Almaqah zur Sühne für ein Vergehn die Rede ist. Während hier ohne weiteres klar ist, daß die Sklavin als Eigentum in den Besitz des Tempels übergeht, ist diese Annahme ausgeschlossen, wo es sich um Ehefrauen handelt. Diese können nur als Pfand für eine Schuldverpflichtung auf eine gewisse Zeit dem Tempel übergeben sein. Solche Personalpfandschaft hat Grimme schon für eine Reihe nordminäischer Inschriften mit Recht angenommen und M. belegt diese Institution im Anschluß an Koschaker weiter aus dem babylonischen, altisraelitischen und griechischen Recht. Diese Hierodulen dienen also nicht etwa der sakralen Prostitution, sondern als Arbeiterinnen in dem ausgedehnten Landbesitz der Tempel.

Zwei Zeilen der Inschriften zeigen neben dem sonst gleichmäßigen minäischen Charakter

einen ausgesprochenen „altsabäischen" Duktus. Das gibt Verf. Veranlassung, das schon oft erörterte Problem der altsüdarabischen Chronologie noch einmal im Zusammenhang aufzunehmen. Während Glaser das Reich von Maʿīn vor dem der Sabäer angesetzt hatte, hat namentlich Mordtmann gezeigt, daß beide Reiche wenigstens eine gewisse Zeit nebeneinander bestanden haben. Von den 23 bisher bekannten *Mkrb* von Saba' läßt sich der sechte IT' ʿMR mit ziemlicher Sicherheit dem von Sargon 715 v. Chr. genannten It'amra Saba'ai gleichsetzen. Aus Rhodokanakis' scharfsinniger Erläuterung der qatabānischen Texte zum Bodenrecht lassen sich die sechs letzten *Mkrb* von Saba' als gleichzeitig mit Herrschern von Qatabān und Maʿīn erweisen. Diese relative Chronologie sucht Verf. nun mit Hilfe der Generationenrechnung zeitlich festzulegen. Während man für Europa um 1875 die Dauer einer Generation auf 32—39 Jahre berechnet hat, glaubt er nach den Listen der altägyptischen, assyrischen und achämenidischen Herrscher eine durchschnittliche Regierungsdauer von 15—20 Jahren ansetzen zu können; wenn sich für die Umaiyaden und ʿAbbāsiden nur ein Durchschnitt von 8 bis 9 Jahren ergibt, so erklärt sich das natürlich aus den besonders unruhigen politischen Verhältnissen und kann nicht als Maßstab für altorientalische Reiche gelten. Einen weiteren Fixpunkt bietet die minäische Inschrift Gl. 1155, in der die Meder genannt sind, die also um 525 v. Chr. anzusetzen ist. Die Abfolge der qatabānischen Herrscher ergibt dann für Gl. 1000, in der der Qatabaner ÛRÛ'L und der letzte sabäische *Mkrb* KRB'L Ĥ ÛTR nebeneinander genannt sind, die Mitte des 4. Jh. v. Chr. Die nunmehr auftretenden Könige (*mlk*) von Saba' lassen sich nicht mehr in eine fest geschlossene Reihe fügen. Da wir aber nach den Generationen mit 330 Jahren zu rechnen haben, so kommen wir für die letzten Herrscher, denen schon die Hamdaniden die Macht streitig machen, auf etwa 35 v. Chr. Mit Recht hat M. Hartmann diesen Bürgerkrieg mit dem Feldzug des Aelius Gallus, 25 v. Chr. in Verbindung gebracht, in dem Rom die Schwäche Südarabiens ausnützen wollte, um seine Monopolstellung im indischen Handel zu brechen. Mit diesen Ansätzen lassen sich auch die Ergebnisse der Numismatik gut vereinigen. Nachdem die Zeit des minäischen Königs 'BĤD' ĨT' durch Gl. 1155 auf etwa 525 festgelegt ist, läßt sich nach den etwa 10 Generationen seiner Vorgänger der erste von ihnen um 725 v. Chr. ansetzen. Von derselben Inschrift aus läßt sich auch der Anfang der Reihe der *Mkrb* von Qatabān auf 785 v. Chr. berechnen; die Reihe der Könige endet hier wie in Maʿīn im 3. Jh. v. Chr. Für die Reiche von Ḥaḍramaut und Ausān haben wir zu wenig Inschriften, als daß sich eine genauere Datierung versuchen ließe. Ḥaḍramaut können wir als selbständigen Staat von 525 v. (nach Gl. 1155) bis 300 n. Chr. (Gl. 252) verfolgen; Ausān erscheint zunächst als Vasall von Qatabān, in Gl. 1000 aber als mächtiger Gegner Saba's, dem es schließlich erliegt, bis es in späteren Inschriften wieder als selbständig auftritt. Diese ebenso besonnenen wie sorgfältigen Untersuchungen ermöglichen es dem Verf., zum Schluß eine synchronistische Tabelle der Herrscher von Saba', Qatabān und Maʿīn von etwa 800—350 v. Chr. aufzustellen, die für künftige Forschung ein sicheres Gerüst bilden wird.

Nallino, Carlo Alfonzo: **Raccolta di Scritti editi e inediti.** Vol. III: Storia dell'Arabia Preislamica. Storia e Istitutioni Musulmane. A cura di Maria Nallino. Roma: Istituto per l'Oriente 1941. (III, 470 S.) Gr.-8°. = Pubblicazioni dell'Istituto per l'Oriente. L. 75.—. Bespr. von R. Hartmann, Berlin.

Der dritte Band der gesammelten Schriften von Nallino (zum ersten s. diese Zeitschr. 1940, Sp. 370ff., zum zweiten 1943, Sp. 231ff.) enthält die Arbeiten zur Geschichte des vorislamischen Arabien (I, 1—6) und die über islamische Geschichte und Einrichtungen (II, 1—16) nebst fünf einschlägigen Besprechungen. Drei jener Arbeiten waren bisher nicht veröffentlicht, nämlich I, 1 die Vorlesungen, die Nallino 1937 bei einem Kurse der Società Nazionale Dante Alighieri in Rhodos über L'Arabia preislamica hielt (S. 1—47), dann I, 4 das Manuskript zu einem Vorlesungskurs 1914 bis 1915 an der Universität Rom über Ebrei e Cristiani nell'Arabia Preislamica (S. 87—156) und endlich der Einleitungsvortrag II, 8 zu einem Kurs über die Geschichte und Einrichtungen des Islam vom Jahre 1914 mit dem Titel Civiltà musulmana in Europa nel medio evo (S. 289—304).

Bei der ersten und der letzten der drei Schriften handelt es sich um für weitere Kreise berechnete zusammenfassende Vorträge ohne gelehrten Apparat, die aber in ihrer präzisen und gewissenhaften, auf dem neuesten Stand der Forschung fußenden, überall selbständiges eigenes Urteil verratenden Darstellung dauernden Wert behalten werden und auch dem Fachmann Genuß und Anregung gewähren. Die andere gibt sich schon der in äußeren Form mit ihren zahlreichen wertvollen Anmerkungen als selbständige Weiterführung der Forschung zu erkennen. Wenn sie auch — in Anbetracht des Datums ihrer Entstehung — natürlich

manche neuere Literatur nicht benützt, die der Verfasser selbst bei der Veröffentlichung gewiß noch mit berücksichtigt hätte, so ist sie doch keineswegs als überholt anzusehen. Behandelt sie doch das Problem so gründlich und klar, so allseitig und ausgezeichnet aus allen nur möglichen Quellen belegt, daß jeder Leser für diese treffliche Darstellung dankbar sein und vieles daraus wird lernen können.

Auch die 19 anderen Aufsätze, die wir hier nicht im einzelnen alle aufzählen können, scheiden sich in wissenschaftliche Einzelforschungen und die dem Orientalisten, wenigstens dem nicht-italienischen, vielfach weniger bekanntgewordenen zusammenfassenden Beiträge zu großen Sammelwerken von allgemeinem Interesse, die aber auch dem Fachmann wertvoll sind, da sie ja doch auf der Grundlage umfassenden Wissens und sorgfältiger Kleinarbeit beruhen. Unter den letzteren seien die beiden hier getrennt erscheinenden Teile des Artikels über Jemen aus der Enciclopedia Italiana vom Jahre 1937 (I, 2 = S. 48—63 u. II, 11 = S. 325—329: und der schöne Beitrag Arabi (II, 1 = S. 179—193) aus dem Dizionario di Politica vom Jahre 1940 herausgehoben. Auch neben den großen Arbeiten Appunti sulla natura del Califfato (II, 5 = S. 234—259) und La Fine del così detto Califfato ottomano (II, 6 = S. 260—283) wird die knappe, aber allseitig orientierende Darstellung Califfato (II, 4 = S. 227—233) aus dem Dizionario di Politica willkommen sein.

Das Schwergewicht der Raccolta di scritti liegt aber natürlich darin, daß man hier die grundlegenden gelehrten Arbeiten des Meisters, die man bisher in zahlreichen, nicht überall bequem zugänglichen Zeitschriftenreihen mühsam zusammensuchen mußte und die deshalb z. T. wirklich mehr oder weniger vergraben waren, nun bequem zugänglich hat. Bei den in diesem Band vereinten Schriften fallen besonders zwei Dinge ins Auge: einmal die außerordentliche Vielseitigkeit Nallinos und dann die Tatsache, wie weitgehend die Förderung der geschichtlichen Probleme hier auf des Verfassers peinlich genauer und zuverlässiger philologischer Methode beruht. Und wenn man etwa bei der erneuten Lektüre von älteren Aufsätzen, die zeitgeschichtlichen Fragen gewidmet sind, davon überrascht ist, wie wertvoll sie sich noch heute erweisen, wie z. B. bei II, 2 Sulle odierne tendenze dell'islamismo (S. 194—213), so ist das ein glänzendes Zeugnis für die Bedeutung des Verfassers.

Auch dieser dritte Band ist eine große Freude und eine wertvolle Gabe, für die wir der Herausgeberin wärmsten Dank wissen.

Schimmel, Annemarie: **Kalif und Kadi im spätmittelalterlichen Ägypten.** Mit einem Vorwort von R. Hartmann. Leipzig: Harrassowitz 1943. (128 S.) Gr.-8° = S.-A. a. „Die Welt des Islams" Bd. 24. RM. 8.—. Bespr. von Franz Taeschner, Münster i. W.

In der vorliegenden Arbeit hat die Verf. die Stellung zweier Hauptrepräsentanten der islamischen gesetzlichen Weltordnung im spätmittelalterlichen Ägypten der Mamlukenzeit untersucht, das Kalifat und das Kadiamt. Nachdem das erstere als reale Institution, aber schon seit Jahrhunderten seines wesentlichen Inhalts entleert, 1258 in Bagdad untergegangen war, wurde es 1261 zum Schein in Kairo erneuert und in dieser Form bis zur Eroberung Ägyptens durch den Osmanen Selim I. 1517 fortgeführt. In dieser Zeit war der Kalif nichts weiter als ein geistlicher Hofbeamter, dessen Aufgabe es lediglich war, dem jeweils von den Mamlukenemiren gewählten Sultan die Bestallungsurkunde auszufertigen, die seine Herrschaft vor dem islamischen Gesetz legitimierte, bzw. wenn das Ringen um die Macht im Staate dazu führte, daß eine andere Persönlichkeit auf den Thron gehoben werden sollte, den unterlegenen Sultan abzusetzen (S. 15). Demgegenüber war der Kalif selbst vollständig in der Hand des jeweils regierenden Sultans und konnte von diesem ein- und abgesetzt werden (S. 17). Wenn man dann noch die regelmäßigen Besuche auf der Zitadelle erwähnt, die der Kalif machen mußte, um dem Sultan zu Beginn eines jeden Monats seine ergebensten Glückwünsche auszusprechen (S. 22), so hat man seinen Pflichtenkreis restlos umschrieben. Der Kalif hatte ja die Verfügung über alle Angelegenheiten politischer und weltlicher Art dem Sultan bei dessen Einsetzung übertragen (S. 20); für die gesetzlichen Angelegenheiten war nicht er, sondern waren die Kadis zuständig, und rein religiöse Angelegenheiten, die zu verwalten wären, gibt es bekanntlich nicht im Islam bzw. sie sind eine Domäne der außerkanonischen Derwischorden.

Wie sich die Übertragung der Handlungsvollmacht vom Kalifen auf den Sultan im mamlukischen Ägypten vollzog und auswirkte, will ich, in Ergänzung der Ausführungen der Verf., kurz am Beispiel der Futuwwa, dem von dem Bagdader Abbasidenkalifen Nāṣir (1180 bis 1225) reorganisierten Ritterbundeswesen, dartun. In Bagdad war die Verleihung des „Gewandes der Futuwwa", d. h. die Einkleidung in den Ritterbund, namentlich wenn es sich um fürstliche Persönlichkeiten handelte, ein Privileg, das die Kalifen sich selbst vorbehielten. Als nun Sultan Baibars 1261 den zu ihm geflüchteten Abbasidensprößling als Kalifen al-

Mustanṣir-billāh inthronisiert hatte, ließ er sich von diesem mit dem „Gewande der Futuwwa" bekleiden[1]. Nach einiger Zeit, als bereits der zweite Kairiner Abbaside, al-Ḥākim-bi'amrillāh den Kalifenthron innehatte, i. J. 1263 kam der Gesandte des Chans der Goldenen Horde, Berke Chan, nach Kairo, um Baibars den Übertritt seines Herrn zum Islam zu melden und ihm in dessen Namen ein gegen Hülegü, den Ilchan des persischen Mongolenreiches, gerichtetes Bündnis vorzuschlagen. Eines Abends, es war der 3. Ramaḍān d. J. 661 H. (11. Juli 1263), fragte Baibars den Kalifen, ob er die Einkleidung in die Futuwwa erhalten habe. Dieser mußte es verneinen, bat aber gleichzeitig den Sultan, ihn einzukleiden. So nahm dann der Sultan auf Grund der Vollmacht, die er vom Kalifen Mustanṣir erhalten hatte, die Einkleidung des Kalifen vor[2]. Danach wurde auch der Gesandte Berke Chans eingekleidet[3]. Aus des Baibars Frage an den Kalifen scheint hervorzugehen, daß er diesem, wenn angängig, den Vortritt in dieser Sache lassen wollte. So aber hatte sich das Verhältnis gegen früher umgekehrt. Und später haben die Mamlukensultane bei der Verleihung der Futuwwa den Kalifen überhaupt nicht mehr herangezogen, sondern haben die Einkleidung aus eigener Vollmacht vorgenommen, wie aus einer Verleihungsurkunde vom Jahre 1292 hervorgeht, durch die Sultan al-Aschraf Chalīl dem Kurdenfürsten ʿAlāaddīn al-Hakkārī die Verleihung des „Gewandes der Futuwwa" bestätigte[4].

Das Ansehen, das diese Kairiner Scheinkalifen hatten, war naturgemäß sehr gering; im Ausland nahm man gewöhnlich keine Notiz von ihrer Existenz. Dennoch ist es vorgekommen, daß gelegentlich auswärtige Fürsten sich eine Bestallungsurkunde vom Kalifen in Kairo ausstellen ließen (S. 23) — gab es doch eine Theorie, nach welcher „der Kalif der einzige sei, der den Sultanstitel verleihen könne, und jeder, der sich Sultan nenne, ohne die Anerkennung des Kalifen zu besitzen, ein Aufrührer sei" (S. 7, Anm. 13). Gelegentlich haben sich sogar die stolzen Osmanen herbeigelassen, sich vom Kairiner Kalifen den Titel eines „Sultans von Rum" verleihen zu lassen; außer der von Ibn Iyās berichteten derartigen Verleihung von 890 H./1485 D. (S. 23, also an Bayezid II.) hat auch Bayezid I. i. J. 1394 um eine solche Bestallungsurkunde nachgesucht und sie erhalten[1]; daß er dies tat, hatte seine bestimmten politischen Gründe. Andere Osmanensultane, so schon Murad I.[2], nahmen den Sultanstitel in Anspruch, ohne ihn sich vom Kairiner Kalifen verleihen zu lassen. So rundet sich durch die Darstellung der Verf. das Bild dieser merkwürdigen Institution des Kairiner Kalifates ab, die nur dem Bedürfnis vor allem der Mamlukensultane nach einer scherīʿatrechtlichen Legitimation ihr Fortbestehen verdankte. — Als Leser hätte man den Wunsch gehabt, durch eine beigegebene Liste der Kairiner Abbasidenkalifen dem Nachschlagen bei Zambaur enthoben zu sein.

Der zweite Teil der Arbeit (ab S. 27) ist dem Kadiamte im mamlukischen Ägypten gewidmet, dem ja wirkliche Bedeutung im öffentlichen Leben zukam. Diese Bedeutung geht weit über die Rechtsprechung hinaus; der Kadi ist also mehr als ein Richter in unserem Sinne. Es ist vielmehr eine wohl in allen islamischen Ländern im Mittelalter und noch bis in die Neuzeit hinein zu beobachtende Tatsache, daß die Kadis die sonst im islamischen Orient fehlende kommunale Obrigkeit ersetzten und dadurch mit Aufgaben sich befassen mußten, die nicht eigentlich in das Gebiet der Rechtsprechung gehören[3]. Doch werden sie wohl die alltägliche Rechtsprechung mit versehen haben; denn sonst wäre es unvorstellbar, wie man in einem Kulturlande wie Ägypten mit den vier Oberkadis (*qāḍī 'l-quḍāh*) und deren Vertretern (*nā'ib*), denen allein die Rechtsprechung oblag (S. 27) ausgekommen sein sollte, zumal man bestrebt war, die Zahl dieser Vertreter nicht zu sehr anwachsen zu lassen (S. 39). Ein

1) E. Blochet, *Moufazzal ibn Abil-fazaïl, Histoire des Soultans Mamlouks* (= *Patrologia Orientalis*, t. XII, Abh. 3), Paris 1919, S. 426/[84] f.; Maqrīzī, Sulūk, ed. M. Ziada I, 1, Kairo 1936, S. 459; nach Maqrīzī: Quatremère, Histoire des Sultans Mamlouks I, 1, Paris 1837, S. 59, Anm. 83.

2) Maqrīzī, *Sulūk*, ed Ziada, I, 1, Kairo 1936, S. 495 unten f.; Quatremère, *Histoire des Sultans Mamlouks*, I, 1, Paris 1837, S. 212.

3) Ruknaddīn Baibars al-Manṣūrī (gest. 725 H./1325 D.), *Zubdat al-fikra fī ta'rīḫ al-hiǧra* (vgl. Brockelmann, *GAL*, II, 44) bei W. Tiesenhausen, *Sbornik materialov otnosjaščichsja k istorii Zolotoj Ordy* (*Recueil de Matériaux relatifs à l'Histoire de la Horde d'or*), St. Pétersbourg 1884, S. 78, Z. 6 v. u.

4) Vgl. Franz Taeschner, *Eine Futuwwa-Urkunde des Mamlukensultans al-Aschraf Chalīl von 1292*, im nächsten Heft der *Studien zur Auslandskunde* I.

1) Vgl. Paul Wittek, *Le Sultan de Rûm* in: *Extrait de l'Annuaire de l'Institut de Philologie et d'Histoire Orientales et Slaves*, t. VI (1938). (*Mélanges Emile Boisacq***), Bruxelles 1938, S. 20.

2) In seiner Bauinschrift des Nīlūfer-ʿImārets in Iznik v. 1388 (jetzt: K. Otto-Dorn, *Das islamische Iznik*, Berlin 1941, S. 58) nennt sich Murad I. *Sulṭān*; in seiner Bauinschrift der Yeschil Dschami zu Iznik v. 1378 (K. Otto-Dorn, a. a. O., S. 27) dagegen hatte er sich noch bescheiden *Beg* genannt.

3) Zu beachten ist in diesem Zusammenhange, daß das Wort *al-qāḍī* im Spanischen in der Form *alcalde* ‚Bürgermeister' heißt.

genaueres Bild von den Funktionen des niederen und des höheren Kadiamtes und des Verhältnisses beider zueinander ist allerdings wohl weniger aus der Quellengattung zu entnehmen, die der Verf. zu Gebote stand, als vielmehr aus Originalurkunden, die in größerer Fülle freilich erst für die osmanische Zeit zur Verfügung stehen. Doch ist der Gewinn, den wir durch die Bemühungen der Verf. für ein abgerundetes Bild, vor allem vom höheren Kadiamte im mamlukischen Ägypten erhalten, ein recht beträchtlicher, und es ist sehr verdienstvoll, daß sie ihr Material nach dieser Richtung hin ausgeschöpft hat. — Ergänzt wird dieses Bild noch durch die Lebensbeschreibung einiger Angehöriger der Familie Ibn asch-Schiḥna (S. 93ff.), die mehrere Generationen hindurch im Mamlukenreich die höchsten geistlichen Ämter, darunter auch das des ḥanafitischen Oberkadis, innehatten. „Die Beschreibung ihres Lebens mag ein Beispiel sein für das wechselvolle Schicksal, dem auch und besonders diese hohen geistlichen Würdenträger ausgesetzt waren."

Die vorliegende Erstlingsarbeit der Verf., für die ihr die Geschichtsforschung des islamischen Orients ihren Dank auszusprechen hat, da sie unsere Kenntnis der beiden wichtigsten gesetzlichen Institutionen des Islam wesentlich erweitert hat, berechtigt zu der Hoffnung, daß wir aus ihrer Feder noch manche wertvolle Arbeit auf unserem Gebiete erwarten dürfen.

Klippel, Ernst: **Unter Senûsy-Brüdern, Drusen und Teufelsanbetern.** Im Sattel zu orientalischen Geheimsekten. Braunschweig: Gustav Wenzel & Sohn [1942]. (226 S., 12 Abb., 1 Kte). 8°. = Forschungen und Abenteuer. RM. 6.—. Bespr. von H. v. Mžik, Wien.

Vom Verf. ist in der gleichen Reihe schon früher ein Band „Der weiße Beduine" erschienen, vom selben Typ wie der vorliegende. Als Muslim und Angehöriger eines ägyptischen Beduinenstammes auftretend, bereiste er — soweit sich seinen Angaben entnehmen läßt — etwa in den Jahren 1912—1913 verschiedentlich die Länder arabischer Zunge von der Oase Sīwa bis Mōṣul und weiter südlich bis zum Ǧōf. Das Buch soll — dem Zwecke der Reihe entsprechend, der es angehört — der Unterhaltung dienen und gleichzeitig in angenehmer Form Kenntnisse vermitteln. Beides harmonisch zu vereinigen, ist nicht leicht; in unserem Falle bleibt der Erfolg leider wiederholt aus. Der Autor trägt sein Wissen breit und ziemlich selbstgefällig vor (vgl. diesbezüglich im Anfang S. 11—14 und das Gespräch, das er mit einem frommen Muslim in Mōṣul über die Yazīdī's geführt haben will, S. 170—184), aber dieses Wissen besteht nicht immer die Probe, und zwar selbst dann nicht, wenn er gedruckte Quellen benützt (s. u.). Immerhin vermag das Buch, dem Leser eine gewisse Vorstellung von den bereisten Gebieten und den dortigen Verhältnissen in der Zeit vor dem ersten Weltkriege zu geben.

Hier nur einige wenige Beobachtungen zur Illustration obiger Kritik: Die Beschreibung der Ruinen von Ba'albek und die Besteigung des Zedernberges im Libanon wird im Baedekerstyl — offenbar nach diesem Reisehandbuche — gebracht. Dabei ist dem Verf. das Mißgeschick unterlaufen, von der Paßhöhe des Ǧ. al-arz im Nordwesten(!) das Jordantal erblickt zu haben (S. 95). Bei seiner Beschreibung der Wohnhäuser von Damaskus und den Anekdoten, die er vom Onaiyadenhofe erzählt (S. 105—110), schreibt er (z. T. wortwörtlich) v. Kremer aus (Kulturgeschichte, I, S. 128—146). v. Kremer zitiert dabei wiederholt das Kitāb al-aġānī; er sagt kurz „Aghâny". Daraus wird bei unserem Autor „der zuverlässige arabische Schriftsteller Aghany" u. a. m.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Jansky, Herbert: **Lehrbuch der türkischen Sprache.** Leipzig: Otto Harrassowitz 1943. (VIII, 307 S.) 8° = Sprachbücher. Bespr. von Franz Taeschner, Münster i. W.

Nachdem nun die Türken bereits über ein Jahrzehnt sich der Lateinschrift als Gewand für ihre Sprache bedienen, ist endlich in dem vorliegenden Buche ein Lehrbuch des modernen, lateingeschriebenen Türkisch in deutscher Sprache erschienen, das den Ansprüchen gerecht wird, die man billigerweise an ein solches, für Anfänger bestimmtes Buch stellen kann und muß. In 69 Abschnitten (Lektionen) sind in pädagogisch wohl durchdachter Weise alle Erscheinungen der modernen türkischen Sprache vorgeführt, auch solche, die man in anderen Lehrbüchern vergebens suchen wird. Den meisten dieser Abschnitte ist eine Übung zum Übersetzen aus dem Türkischen beigegeben. Leider folgt dieser sofort deren deutsche Übersetzung, die der Verf. als Übung zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Türkische gedacht hat. Dies ist ein methodischer Fehler, der die Übungsstücke stark entwertet. Hätte der Verf. die deutschen Sätze nicht ein wenig abwandeln können?

An sachlichen Bemerkungen möchte ich folgendes für eine zweite Auflage zur Verfügung stellen: S. 5 müßte als zweiter Teil der Vokalharmonie die Labialattraktion (**oldu** neben **aldı**, **öldü** neben **geldi**) angeführt werden. — S. 6, erster Absatz, wäre hinzuzufügen, daß der Zirkumflex nicht immer zugleich Längezeichen ist (z. B. **lûtfen**). — S. 43: Beim Fragesuffix **-mi** usw. wäre noch anzugeben, daß es enklitisch ist, d. h. die Betonung immer auf der unmittelbar vorher-

gehenden Silbe ruht. — S. 58: Nach der Angabe der Bedeutung des Dativs als Richtungskasus auf die Frage wohin? müßte die des Ablativs auf die Frage woher? folgen. — S. 132, Z. 24: **fârisî** 'iranisch' l. 'persisch'. — S. 146: Nach dem Beispiel **kalkïp çïkmadï** 'er stand nicht auf und ging nicht hinaus' wäre zweckmäßig folgender Satz einzuschalten: 'Das Kopulativsuffix tritt nur dann an den negativen Stamm, wenn nur das erste Verbum verneint ist, nicht aber das zweite' (vgl. das letzte Beispiel S. 147 vor der Übung). — S. 149: Die beste Erklärung der Participia praesentis, zugleich Angabe ihrer zweckmäßigsten Übersetzung scheint mir die zu sein, daß sie Relativsätze wiedergeben, deren Subjekt identisch ist mit dem Worte, auf das sie sich beziehen. (Beispiel: **bizi gören köylüler** 'die uns sehenden Landleute', besser 'die Landleute, die uns sehen bzw. gesehen haben', denn die Zeitlage ist ja durch dieses Partizipium nicht ausgedrückt.) — S. 154, Lektion 40: 'Postpositionen mit dem Genetiv' ist für das deklinierte **ön** mit Possessivsuffix und verwandte Wörter keine passende Bezeichnung; eine „Postposition mit Genetiv" wäre etwas, was der deutschen Präposition 'wegen' entspräche — das gibt es im Türkischen nicht. Es handelt sich um postpositionale Ausdrücke mittels Substantiva in genetivischer Verbindung, oder kürzer 'substantivische postpositionale Verbindungen'; was mit diesem etwas mysteriös klingenden Ausdruck gemeint ist, erfährt der Anfänger ja dann im Text. — S. 175, Z. 6f. der Vokabeln: **rağbetten düşmek** am besten 'unmodern werden'. — S. 182: zu **olarak** wäre zweckmäßig als häufigste Übersetzung 'als' anzugeben und noch einige Beispiele hinzuzufügen (weiter unten finden sich in den Übungsstücken noch folgende: S. 236 **iki nüsha olarak** 'in zweifacher Ausfertigung' und S. 259 **pasaportsuz olarak** 'ohne Paß'). — S. 200, Z. 7 der Vokabeln: **görülmek** auch 'sich zeigen'. — S. 203, Z. 2f.: 'ins Aktivum hinüberspielende Nebenbedeutungen' l. ‚Reflexivbedeutung'. — S. 207, Z. 3 der Vokabeln: **çekinmek** 'sich ziehen' l. 'sich zurückziehen'; Z. 6 u. 5 v. u.: **görüşmek** auch 'sich besprechen, konferieren'. — S. 216, letzte Zeile: 'der sinnlichen Wahrnehmung' l. ‚der sinnlichen oder geistigen Wahrnehmung oder Empfindung' (also = lat. verba sentiendi et dicendi); entsprechend ist auch S. 219, Z. 5f. zu verbessern. — S. 234, 57. Lektion: Es wäre auf den Unterschied in der Betonung von **gelmé** 'das Kommen' im Gegensatz zu **gélme** 'komm nicht' aufmerksam zu machen. — S. 265, Z. 1 der Vokabeln: **alafranga** 'auf westliche Art' besser 'auf abendländische Art'. — S. 289, Mitte: Bei der an den Konditional angehängten Interjektion **e/a** ist anzugeben, daß sie enklitisch ist (**gelséne, baksána, otursanïza**).

Durch seine Ausführlichkeit und die keinerlei Schwergelehrsamkeit voraussetzende Diktion eignet sich das Buch auch vorzüglich zum Selbststudium und kann besonders hierfür bestens empfohlen werden. Auf jeden Fall ist ihm eine weite Verbreitung zu wünschen. Mögen recht viele sich zum Studium der interessanten türkischen Sprache entschließen! Wir wünschen dem Buche, daß recht bald eine zweite Auflage notwendig werde, in der dann vor allem der Wunsch Berücksichtigung finden möge, die Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Türkische einer kleinen Umgestaltung zu unterziehen.

Braun, M., u. A. M. Schneider: Bericht über die Eroberung Konstantinopels. Nach der Nikon-Chronik übers. u. erläutert. Leipzig: O. Harrassowitz in Komm. [1940]. (35 S.) Gr.-8°. RM. 2.— Bespr. von Franz Taeschner, Münster i. W.

Der im vorliegenden Heft in Übersetzung bekannt gemachte Bericht eines Augenzeugen über die Eroberung Konstantinopels durch die Türken aus der russischen Nikon-Chronik geht, wie im Nachwort (S. 34f.) nachgewiesen wird, auf ein volksgriechisches Original zurück. Der Verf. desselben, der nur einen Teil der Kämpfe ausführlich schildert, scheint der Abteilung angehört zu haben, die unter dem Genuesen Giustiniani an der Verteidigung der Stadtmauer teilnahm. Die Gestalt dieses Mannes, sowie das heldische Verhalten des letzten byzantinischen Kaisers, der auf verlorenem Posten bis zum letzten ausharrte und tapfer kämpfend fiel, wird durch diesen Bericht in ein glänzendes Licht gesetzt.

Der Bericht ist von M. Braun übersetzt und von A. M. Schneider mit wertvollen Anmerkungen versehen, in denen das Verhältnis zu den anderen Berichten über die Eroberung Konstantinopels klargelegt ist. Die beiden Bearbeiter haben sich durch die Zugänglichmachung dieses wichtigen und interessanten Augenzeugenberichtes ein großes Verdienst erworben. — Es wäre wünschenswert, wenn auch die anderen, in Ausgaben der gelehrten Forschung bereits zugänglichen Berichte über dieses weltgeschichtliche Ereignis erster Ordnung durch neue Übersetzungen auch allgemeiner zugänglich gemacht würden.

Wobst, P. Gerhart: Die Dardanellenfrage bis zum Lösungsversuch des Abkommens von Montreux. Leipzig: Felix Meiner 1941. (VI, 107 S.) Gr.-8° = Abhandl. des Instituts für Politik, ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht an der Universität Leipzig, N. F., H. 7. Bespr. von E. Pritsch, Berlin-Schlachtensee.

Nach einer Vorbemerkung gibt der Verf. im ersten Abschnitt (S. 5—54) eine Übersicht über die Geschichte der Meerengenfrage von den Anfängen, in denen das Schwarze Meer noch ein türkisches Binnenmeer war, bis zum Abkommen von Montreux (20. Juli 1936), das die Türkei wieder zum „Herrn im eigenen Hause" (S. 106) gemacht hat. Von der zutreffenden Grundeinstellung aus, daß die ganze Kette der die Meerengen betreffenden

internationalen Verträge nichts anderes ist als das Spiegelbild der englisch-russischen Flottenbeziehungen im Becken des östlichen Mittelmeeres (S. 4), stellt er die Entwicklung nicht nur unter rechtlichen, sondern auch unter politischen Gesichtspunkten dar; so entsteht ein anschauliches Bild der wirklichen Problematik, die aus der hier gegebenen Eigenart der geopolitischen Situation erwächst. Der zweite Abschnitt (S. 55—104) behandelt den Lösungsversuch des Abkommens von Montreux. Auf eine kurze Schilderung und kritische Analyse der Konferenzverhandlungen, die wiederum von dem englisch-russischen Gegensatz beherrscht waren, während die Türkei eine im wesentlichen unabhängige Stellung wahren konnte, folgt eine systematisch-kritische Darstellung der in dem Abkommen von Montreux geschaffenen Neuordnung, die zwar die „liberté de passage et de navigation par mer" als allgemeinen Grundsatz verkündet, diesen aber nur für die Handelsschiffahrt durchführt, dagegen hinsichtlich der Kriegsschiffe durch eine außerordentlich verwickelte Sonderregelung tatsächlich zur Ausnahme macht. Der Verf. berührt hierbei auch allgemeine völkerrechtliche Gesichtspunkte und Probleme, z. B. die Nichtteilnahme Italiens an der Konferenz, die Frage der Universalität des Abkommens, den bedeutsamen Umstand, daß hier die Revision eines Friedensvertrages ohne Mitwirkung des Völkerbundes vorgenommen wurde, sowie vor allem die Bedeutung der regionalen Beistandspakte im Rahmen des Abkommens. Man wird den kritischen Ausführungen des Verf. ebenso zustimmen müssen wie seiner Schlußfeststellung (S. 107), daß es vornehmlich von der türkischen Haltung abhängen wird, welche Auswirkungen das neue Abkommen zeitigt, und daß im übrigen auch in der Zukunft das Kräfteverhältnis der hauptsächlich interessierten Mächte die weitere Entwicklung der Meerengenfrage bestimmen und darüber entscheiden wird, wieweit die in Montreux gefundene Regelung Bestand haben kann.

Alles in allem ist die schöne, in sich abgerundete Arbeit des Verf. mit ihren klaren, wohlabgewogenen Ausführungen ein erfreulicher Beitrag zur Geschichte und letzten Entwicklung des politisch so hoch bedeutsamen Meerengenproblems. An leichter Benutzbarkeit hätte sie noch gewonnen, wenn ihr der Wortlaut des Abkommens von Montreux als Anlage beigefügt worden wäre. Die Schreibung türkischer Namen ist nicht immer korrekt (so z. B. Çemal statt Cemal [S. 48] und ständig Rüstü statt Rüştü).

Hinz, Walther: **Persisch I.** Leitfaden der Umgangssprache. Berlin: Walter de Gruyter & Co. 1942. (VII, 278 S.) Gr.-8°. Bespr. von J. C. Tavadia, Hamburg.

Das Erscheinen der 3. Auflage des neupersischen Sprachführers für die Reise usw. von Exz. Fr. Rosen i. J. 1925 beweist einerseits, daß ein großer Bedarf für ein solches Werk vorhanden ist und andererseits, daß ein neuer Versuch in derselben Richtung jahrzehntelang (sogar bis heute) nicht unternommen worden ist. Hinz hat daher mit dem vorliegenden Werke wirklich ein Bedürfnis erfüllt. Denn erstens ist die Zahl der Deutschen, die nach Iran geht, nach dem ersten Weltkrieg erheblich gestiegen. Es sind nicht nur die gewöhnlichen Geschäftsverbindungen erweitert worden, sondern es sind auch ganz andere Interessen hinzugetreten: Die Deutschen nämlich sind es, die an dem neuen Aufbau des Landes stark beteiligt sind, vor allem an dem Bank- und Eisenbahnwesen und auch sonst wohl. Zweitens weist der heutige Sprachgebrauch allerlei Neuerungen auf, die in Betracht gezogen werden müssen.

Eine solche syntaktische Änderung mag hier gleich angeführt werden. Für „Eisenbahn" gibt Hinz *rāh-āhän*, also ohne die *izāfät*- oder die „*E*-Verbindung". Dies ist wohl ein Beispiel der von Christensen (Acta Or 12. 310) ausgesprochenen Erscheinung des heutigen Sprachgebrauchs, der dieses *e* mehr und mehr ausfallen läßt. Denn selbst noch vor einigen Jahren sagte man *rāh-e-āhän*, so z. B. Shaykh Hasan in Persian Self-Taught (London 1909) S. 71. (Dieser gibt dafür auch das französische Fremdwort „Shaman daferr". Eine Zeitlang war es in Iran Mode, viele europäische Wörter aufzunehmen und zwar nicht nur in die Umgangs-, sondern auch in die Schriftsprache und sogar auch in die Dichtung. Aber das allgemeine Reinigungsverfahren gegen die arabischen und türkischen Wörter hat sich auch hiergegen ausgewirkt.) Der Ausfall der *izāfät* in *rāh-āhän* ist dadurch zu erklären, daß die Idee des Stoffes oder Materials (*āhän* „Eisen") darin verwischt ist: vgl. *kolāh-e-nämäd* „Mütze aus Filz", aber *kolāh-nämäd* „eine Art Arbeitermütze".

Nach kurzen, aber klaren Angaben über Schrift- und Sprachlehre folgt der größte Teil in 12 Abteilungen über Gesprächswendungen. Die Zuverlässigkeit dieses wichtigen Abschnittes geht aus verschiedenen Tatsachen hervor. Der Verf. ist selbst in Iran umhergereist; das herangezogene Schrifttum stammt teils von den Eingeborenen, teils von den mit dem Lande vertrauten Gelehrten, und zuletzt hat noch ein gebildeter Iraner die Durchsicht der Korrek-

turen unternommen. Ebenfalls sind die Lesestücke aus einheimischen Quellen gegeben, darunter auch Briefe und amtliche Schreiben. Nach Angaben über Zeitrechnung, Währung usw. folgt das Verzeichnis der wichtigsten Wörter. Hierin scheint Hinz das von ihm genannte Deutsch-persische Wörterbuch von Gholam Ali Tarbiat (Teheran 1938) zugrunde zu legen. Es gibt aber auch ein anderes ähnliches Werk Deutsch-Persisches Taschen-Wörterbuch von Mirza Reza Khan Tarbiat („Kaviani"-Druckerei, Berlin 1923), das, obwohl weniger umfangreich, mit Nutzen herangezogen werden kann.

Es mag wohl Zufall sein, daß die beiden Verfasser denselben Namen tragen. Jedenfalls weisen ihre Werke allerlei Unterschiede auf. Es ist z. B. sehr lehrreich zu beobachten, wie die Auswahl aus den persischen Synonymen oft verschieden ausgefallen ist, ein Beweis, wie abwechslungsreich der persische Wortschatz ist. Aber es ist schwer, in einzelnen Fällen zu entscheiden, welche von den dargebotenen Synonymen die gebräuchlichsten sind. Bei den Wörtern für die neuen und neueren Gegenstände und Ideen handelt es sich um Übersetzungen oder Umdeutungen, deren Lebendigkeit unter dem Volke natürlich nur verschieden sein kann. Es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß die Fremdwörter den (vielleicht kaum bekannten) gelehrten oder künstlichen Übersetzungen vorgezogen werden, wie es bei uns in Indien der Fall ist. Sei es wie es wolle; hier aber ein paar Beispiele wegen ihrer Verschiedenheit oder ihres sonstigen Interesses.

Für „Fahrplan" gibt Hinz *rāhnāmā-ye rāhāhān*, Shaykh-Hasan (abgesehen von seiner Umschriftsweise) *fehrest-e* (oder *adval-e*) *vaqt*, ganz anders und viel umständlicher Reza Khan Tarbiat *ǧādvāl-e nešān dāhandā-ye rāh-hā*, wobei er auch an andere Fahrzeuge denkt. Für „Bürste" sagt man *māhūt-pāk-kon* (wörtlich „Stoff-rein-mach"); so auch bei Hinz S. 80, aber mit arab. *ṣāf* anstatt pers. *pāk* auf S. 240 (im Verzeichnis und daher wohl aus dem anderen Wörterbuch). Und für die Tätigkeit „bürsten" konstruiert man dasselbe lange Wort mit *zādān* eig. „schlagen" (S. 80), aber nach Tarbiat mit *kāšīdān* eig. „ziehen". Die Umschreibungen für „Korkenzieher" lauten wiederum ganz verschieden: *šīšā-gošā* „Flasche-aufmach" bei Shaykh Hasan, *čūb-pāmbā-kāš* „Holz-Baumwolle (= Kork)-zieh" bei Tarbiat und *pīč-e sar-e botrī* „Windung des Kopfes der Flasche" bei Hinz — aber in den Wörterbüchern von Wollaston und Phillott einfach *pīč* neben *šīsāgošā* bzw. *būč-kāš*, wobei *būč* = Kork wie auch in neuindischen Sprachen. Das Wort für „Spiegeleier" hat eine andere Art Überraschung: bei Hinz heißt es *toḫm-e morġ-e nīmrū* (vgl. auch Phillott) aber bei Tarbiat sonderbarerweise das arab. *murassaʿ* „überzogen mit Gold, besetzt mit Juwelen".

Irrig scheint mir die Angabe *rān* für „Wade" zu sein, denn jenes bedeutet „Oberschenkel" wie von altersher, Aw. *rāna-* usw.; und Tarbiat ebensowohl wie Phillott haben nur *māhīčā* (*-ye pā*). Dann auf S. 197 heißt *masḫarā* nicht „Maskerade", sondern „Spaßmacher, Spötter" u. dgl. Durch die Umschrift *mas-charā* kann man es irrtümlich als Fremdwort Maskerade auffassen, aber so ist es wohl sicherlich nicht gemeint.

Neben der Urschrift hat Hinz aus praktischen Gründen die Umschrift[1] sogar mit Akzentbezeichnung beigefügt. Daß er dabei da, wo die Aussprache keinen Unterschied zeigt, die diakritischen Zeichen weggelassen hat, ist begreiflich; in der Wahl der üblichen, aber umständlichen deutschen Umschrift jedoch — z. B. *tsch*, *dsch* für *č*, *ǧ* — könnte man anderer Meinung sein. Zwar ist das Buch in erster Linie für die Deutschen bestimmt, die, ohne sich um die Urschrift zu kümmern, persisch sprechen und verstehen wollen; aber selbst diese sind von ihrer Schulzeit her mit den diakritischen Zeichen vertraut oder könnten es mit Leichtigkeit sein. Mir scheint daher, daß die Wahl von *š*, *č*, *ǧ* (oder *ǰ*) richtiger und auch praktischer sei: Dann brauchte man weder Umwege zur Unterscheidung wie *sch* und *s-ch* noch besondere Hinweise auf die Verdoppelung bei den schwerfällig umschriebenen Konsonanten. — Es sei noch hinzugefügt, daß auch *ān* usw. *ūn* ausgesprochen wird, wie *nūn* statt *nān*.

Aus der oben erwähnten Inhaltsangabe ist ersichtlich, daß das schön ausgestattete Buch eine unentbehrliche und sehr willkommene Hilfsquelle für die Reisenden sein wird. Auch der Fachmann, der sich aus anderen Gesichtspunkten mit dem Persischen beschäftigt, wird darin manches Lehrreiche, wie die angeführten Wörter, finden. Und jeder Lernende kann es getrost für den Anfangsunterricht benutzen, da passende Lehrbücher in deutscher Sprache entweder kaum vorhanden oder vergriffen sind.

Zum Schluß möchte ich bei dieser Gelegenheit auf eine grammatische Regel aufmerksam machen, über die nicht nur bei Hinz, sondern auch in den ausführlichen Werken (Phillott, Jensen usw.) und m. W. auch sonst wo keine genaue Angabe gemacht worden ist. Es heißt überall im allgemeinen, daß zumeist ein ver-

1) Zu den verschiedenen Schattierungen des kurzen *a*-Lautes s. jedoch Bogdanov in JASB (S. N.) 26. 5; vgl. auch Ivanov in Islamica 4. 586f.

stärkendes *be* vor die Befehlsform gesetzt wird. Aber bei der Lektüre moderner Schriften habe ich beobachtet, daß dies nur bei den einfachen Verben der Fall ist; bei den zusammengesetzten jedoch fehlt diese Partikel regelmäßig. Wenn aber bei den mit einem Substantiv zusammengesetzten Verben (außer *bāš*, *kon* und *šav*) dieser Fortfall nicht eintritt, dann gilt wohl die Phrase nicht einfach als Verbalbegriff, sondern es sind darin sozusagen die Verbal- und Nominalbegriffe auseinandergehalten. Der Grund davon ist, daß sie offensichtlich jüngere Bildungen sind.

Südasien.

Stenzler, Adolf Friedrich: **Elementarbuch der Sanskrit-Sprache.** (Grammatik — Texte — Wörterbuch). Fortgeführt von Richard Pischel. Umgearb. von Karl F. Geldner. Zwölfte Auflage. Berlin: Alfred Töpelmann 1943. (VIII, 120 S.) 8°. RM. 7.—. Bespr. von Hermann Weller, Tübingen.

Wir freuen uns, daß die neue Auflage der bewährten Sanskrit-Grammatik trotz der Kriegszeiten wieder in einem ansprechenden Bändchen mit gutem Papier und klarem Druck erschienen ist (Rodardruck von C. G. Röder in Leipzig). Das hohe Lob, das Richard Schmidt im Jahre 1916 (Lit. Zentr.-Blatt, Sp. 1351/52) dem Buche widmen konnte, gilt auch heute noch in vollem Umfang. Auch heute noch ist diese Grammatik dem Anfänger eine treue Beraterin und Helferin dank ihrer Übersichtlichkeit, ihrer rein beschreibenden Art und ihrer Handlichkeit. Über 75 Jahre lang hat nun Stenzlers Lehrbuch das Studium des Sanskrit, weit über Deutschlands Grenzen hinaus, gefördert, und Geldners Bearbeitung, durch die es an übersichtlicher Klarheit hervorragend gewann, hat seine Beliebtheit noch gesteigert.

Bei der Schönheit des Neudruckes nehmen wir die paar abgesprungenen, leicht zu ergänzenden Anusvāra-Punkte (S. 72 und 73) gerne mit in Kauf.

Man muß sich natürlich darüber klar sein, daß das Buch nicht für den Selbstunterricht gedacht ist. Das Wort des Lehrers muß hier führend, erklärend und anregend mitwirken. Er wird mit Hinweisen auf die Etymologie und sprachgeschichtliche Erscheinungen nicht kargen. Auch geben ihm die Beispiele und Lesestücke Gelegenheit genug, Momentbilder aus der indischen Kultur- und Geistesgeschichte aufleuchten zu lassen und so die Liebe zu der fremden und doch verwandten Sprache zu stärken. Flicht der Lehrer, aus dem Beispiel- und Lesestoff der Grammatik schöpfend, noch kleine Kompositionsübungen und leichte Sanskrit-Konsveration in seinen Unterricht ein, so wird er den Segen dieser so schön auswertbaren Grammatik bald an den Früchten erkennen.

Wenn ich einige Wünsche für eine etwaige weitere Neubearbeitung des Buches vortrage, so soll damit an meiner lobenden Wertung des Buches nicht das geringste abgezogen werden. Denn es wird ja nur weniges und nichts Wesentliches zu ändern sein. Ich habe auch meine Hörer nach ihrer Meinung gefragt und diese haben u. a. folgende Vorschläge gemacht. Zu einzelnen Regeln sollten mehr Beispiele angeführt, der Sandhi-Lehre eine Tabelle der euphonischen Lautveränderungen im Satze beigegeben und die Regeln in einigen Fällen etwas leichter faßlich dargestellt werden. Beifall fand mein konsequentes Zurückgreifen auf das indogermanische *s* in der Deklination, die Schreibung *aśvas* für *aśvaḥ*, ebenso Hauers Vorschlag, in § 19 statt ähnliche „klanggleiche" Vokale zu sagen. Es wurde ferner gewünscht, das Denominativum möge (S. 96) nicht in der Form *kathaya*, sondern wie in § 213 in der Form *kathay* aufgeführt werden. „Penultima" (besser Paenultima) im Sinne des vorletzten Lautes einer Wurzel zu verwenden ist nicht ratsam, man könnte dafür etwa „Infix" sagen (§ 186 und 189).

Da mancher Lernbegierige auf Selbststudium angewiesen ist, wurde die sehr beachtliche Anregung gegeben, wenigstens für den ersten Anfang einige Sätze, etwa solche aus Nala und Damayantī, nach Langenscheidts Methode zu behandeln; dabei wurde auf dessen hebräische Unterrichtsbriefe hingewiesen. Das Aufsuchen der Wörter im Glossar macht besonders dem selbstlernenden Anfänger große Schwierigkeiten: deshalb wurde für die grammatischen Übungsstücke jeweils eine Angabe der noch nicht bekannten Vokabeln gewünscht.

Vielleicht können solche Anregungen und Wünsche in Zukunft berücksichtigt werden. Vorläufig soll uns das Buch in seiner jetzigen Gestalt eine willkommene Führung sein, und Lehrer und Schüler danken dem Verlag für die Herausgabe der zwölften Auflage.

Hillebrandt, Alfred: **Aus Brâhmaṇas und Upaniṣaden.** Gedanken altindischer Philosophen. Jena: Eugen Diederichs 1943. (183 S.) 8° = Religiöse Stimmen der Völker. Geh. RM. 2.—, geb. RM. 3.80. Bespr. von H. von Glasenapp, Königsberg.

Die zuerst 1921 erschienene Arbeit des verstorbenen Breslauer Vedaforschers unterscheidet sich von den ähnliche Ziele verfolgenden Upanishaden-Florilegien von Paul Deussen und Johannes Hertel in vorteilhafter Weise dadurch, daß auch die in metrischer Form vorliegenden Texte in Prosa wiedergegeben werden. Dieses Verfahren hat den unleugbaren Vorteil, daß der Sinn vieler Stellen klarer hervortritt, als dies bei poetischen Nachbildungen der Fall sein kann. Die Auswahl berücksichtigt die wichtigsten Partien der *älteren* und *mittleren* Upaniṣaden und gibt auch einige Proben aus *jüngeren* Werken dieser Literatur, der Abschnitt

über die *Brāhmaṇas* umfaßt nur 17 Stücke aus Śatapatha und Taittirīya, was die Nennung der Brāhmaṇas im Titel des Buches kaum rechtfertigt. Hier hätten wenigstens noch die als Vorstufen der späteren Spekulation wichtigen Abschnitte aus Aitareya und Jaiminīya gegeben werden sollen. Von der ersten Ausgabe unterscheidet sich die vorliegende nur dadurch, daß auf S. 180 einige Verbesserungen hinzugefügt worden sind; obwohl in den letzten beiden Jahrzehnten mancherlei Arbeiten über die Upaniṣaden erschienen, wird der Wert von Hillebrandts Übertragungen dadurch nicht verringert. Es ist deshalb dankbar zu begrüßen, daß der Verlag das seit einiger Zeit vergriffene Werk durch einen Neudruck wieder zugänglich gemacht hat. Warum der Name des verdienten Herausgebers der Serie „Religiöse Stimmen der Völker", Walter F. Otto, in dem Verzeichnis der bisher erschienenen Bände fortgelassen worden ist, ist mir unverständlich.

Konow, Sten: **The two first chapters of the Daśasāhasrikā Prajñāpāramitā.** Restoration of the sanskrit text, analysis and index. Oslo: J. Dybwad in Komm. 1941. (117 S.) Gr. -8° = Avhandlinger utgitt av det Norske Vedenskaps-Akademi i Oslo. ii. Hist.-filos. Kl. 1941, Nr. 1. Kr. 7.50. Bespr. von Fr. Weller, Leipzig.

Aufgabe der vorliegenden Schrift ist es, aus dem tibetischen den Sanskrittext der beiden ersten Kapitel der im Originale bisher nicht aufgefundenen Daśasāhasrikāprajñāpāramitā wiederzugewinnen. Diese beiden Abschnitte enthalten in der Hauptsache nach Zahleneinheiten zusammengefaßte oder zusammenfaßbare Begriffsgruppen des Buddhismus, wie sie gleicher Art und in weitem Umfange gleichen Inhaltes auch sonst aus verschiedenen buddhistischen Texten bekannt sind. Sachlich Neues wird aus diesem erschlossenen Werke nicht viel bekannt, aber das liegt nun einmal im Wesen dieser Texte begründet.

Auf den Seiten 5—89 werden die beiden veröffentlichten Kapitel eingeleitet, S. 114—117 steht der Sanskrit-Index der Begriffe, welche sich darin finden. Dankenswert ist es, daß auch die Zahlen mit aufgenommen wurden, so daß leicht festzustellen ist, welche Begriffsgruppen vorkommen.

In der Einleitung wird kurz (S. 5—7) über das Werk, umfänglicher (S. 7—89) über die Begriffsgruppen und die einzelnen Begriffe gesprochen, wozu in einem gewissen Umfange einschlägige Quellenschriften und ein Teil der wissenschaftlichen Literatur benutzt werden. Die legendären Körpermerkmale eines Buddha zu behandeln — im zweiten der veröffentlichten Kapitel finden sich auch diese Haupt- und Nebenmerkmale (*lakṣaṇa* und *anuvyañjana*) eines Buddha — wird auch brahmanisches Schrifttum angezogen. Mit Senart ist Konow überzeugt, diese Merkzeichen entstammen zum Teile dem Kulte Nārāyāṇā-Viṣṇus, zu einem anderen Teile führt Konow sie auf die Astrologie zurück, worunter man wohl die Chiromantik mit verstehen darf, auch die plastische Kunst hat dabei teilweise Gevatter gestanden, wie Sten Konow schreibt.

Der tibetische Text ist nicht mit abgedruckt. Das ist in jeder Hinsicht recht schade. Da sehr wenige tibetische Texte zugänglich sind, sollte man es sich angelegen sein lassen, Texte zu bearbeiten und zu veröffentlichen, um denen, die nach uns kommen, den dornigen Weg zu erleichtern. Davon abgesehen aber wird man wohl gerade dann, wenn es unternommen wird, auf Grund einer tibetischen Übersetzung einen verlorenen Sanskrittext wieder herzustellen, den tibetischen Wortlaut doch sehr vermissen, weil die wissenschaftliche Grundlage der Arbeit fehlt und der erschlossene Sanskrittext nicht nachzuprüfen ist. Soweit in der Einleitung zur Arbeit der tibetische Wortlaut angegeben und nachzukommen ist, bleibt es aber in einzelnen Fällen fraglich, ob Konow den Nagel auf den Kopf traf und der erschlossene Sanskrittext richtig ist. So wird z. B. S. 54, Z. 16 (= Text S. 109, Z. 7 von unten) *ro bro bai mc'og daṅ ldan pa* mit *rasāgravān* wiedergegeben, es entspricht aber ganz sicher *rasarasāgravān*. Man vergleiche Sakakis Ausgabe der Mahāvyutpatti, Nr. 245[1]. Ob Konow das unmittelbar darauf folgende *mgur draṅ por mid pa draṅ žiṅ* richtig in *ṛjukāṇṭhanāḍika* umsetzt, ist zum mindesten nicht so sicher, und zwar schon allein deshalb, weil im Tibetischen zweimal „gerade" steht: „ein gerader Schlund (ist) in einem geraden Halse . . ."[2]. Ob dann an allen anderen Stellen der Sanskrittext richtig aus dem tibetischen hergestellt sei, das läßt sich nun nicht so sicher erkennen, weil der tibetische Wortlaut leider fehlt. Es finden sich nur noch anderweit Versehen, wo der tibetische Wortlaut angegeben ist. *lta ba ma bya ba* — S. 63, Nr. (58) = S. 110, Z. 8 von unten — kann nicht heißen; *nābhināḷarahita*, auch wenn man *lte ba* (= *nābhi*) für

1) Konow stand wohl nur die unvollständige Ausgabe der sanskritisch-tibetischen Mahāvyutpatti Sir E. Denison Ross' zur Verfügung. Sakakis Ausgabe ist nicht nur vollständig, sondern es gibt dazu auch einen tibetischen Index von Kyoo Nishio, Kyoto, 1936.

2) Leider verstehe ich Konows Satz nicht recht, der (S. 54, Z. 10 von unten) lautet: „the original cannot be identified". Ich weiß nicht recht, worauf er sich bezieht.

lta ba (= sehen) liest. S. 65, Z. 18 f. muß der eine oder andere Schreibfehler übersehen worden sein, statt *ldon ros* wird wohl eher *ldoṅ ros* zu lesen sein, *mt'iṅ śun* verstehe ich leider ebensowenig wie das folgende *saṅs.g-yaḥi*, doch mag dies daran liegen, daß ich nicht genug Tibetisch kann. Nur darf man doch sagen, daß *mt'iṅ śun* sicher nichts mit *mt'iṅ žuṇ* zu tun hat[1]. Dem Zusammenhange der Textstelle nach riete man am ehesten auf *mt'iṅ śiṅ* (Indigo), wenn zu vermuten, ohne den Blockdruck zu kennen, überhaupt anginge. Unter allen Umständen aber ist es unsicher, wenn für *mt'iṅ śun* sanskritisch *vaiḍūrya* angesetzt wird[2]. Hier wüßte man doch Dank dafür, daß die Gleichung gestützt würde. Denn was Konow über *ketumālā* ausführt, tut dies kaum. Bleibt es doch schon offen, ob in den aus dem Mahāvaṃsa angezogenen Versen (v, 91):

dvattiṃsalakkhanūpetaṃ asītivyañjanujjalaṃ
vyāmappabhāparikkhittaṃ ketumālābhisobhitaṃ
nimmāyi nāgarājā so buddharūpaṃ manoramaṃ

ketumālābhisobhita nicht einfach heißt: „mit einem Lichtkranze verschönert", wir hätten dann ein Bildwerk mit Heiligenschein und Mandorla vor uns, was sicher nicht außer der Welt liegt. Ich für mein Teil möchte glauben, es empfehle sich auch, dort, wo ein tibetischer Ausdruck wie z. B. *yoṅs su rdsogs pa* (S. 59, Z. 9) mehrere Sanskritausdrücke wiedergibt oder wiedergeben kann, aufzuhellen, warum gerade der eine gewählt und in den wiederhergestellten Sanskrittext gesetzt wird. Welches Mittel hat man denn, in einem gegebenen Falle unter verschiedenen Ausdrücken gleicher Bedeutung denjenigen herauszufinden, welchen der Verf. eines bestimmten Textes verwendete? Warum entspricht *yoṅs su rdsogs pa* hier nicht *paripūrṇa*, sondern *parisamāpta*? Mich will es bedünken, eine solche Arbeit, durch die aus einem tibetischen ein sanskritischer Text wiedergewonnen wird, sei am Ende doch dann am sichersten durchgeführt und stifte den meisten Nutzen, wenn der tibetische Wortlaut vorgelegt und sehr genau begründet wird, warum man ihn im einzelnen Falle gerade so und nicht anders ins Sanskrit übersetzt. Nach einer solchen Hilfe schaut man in Konows Buche aber vergeblich aus, und doch wäre dies, wie schon nach den angezogenen Beispielen ersichtlich wird, zu tun nicht immer überflüssig gewesen.

Statt dessen wird in der Einleitung bei der Behandlung der Gruppen und ihrer Unterbegriffe in den meisten Fällen eine englische Übersetzung geboten, welche, soviel ich sehe, unsere bisherige Kenntnis kaum vertieft oder ausweitet, manchmal aber seltsam schwankt. So wird S. 13, Z. 16/7 *rūpa* als *matter* gefaßt, S. 14, Z. 23 in *nāmarūpa* als Form (*name and form*); S. 19, Z. 6 von unten wird *rūpa* allein als *form* verstanden und erläutert als *shapes and colours*, meint also doch wohl nicht den Stoff (*matter*). *Saṃskāra* bezeichnet nach S. 14, Z. 21 (in der sogenannten Kausalitätsreihe) *forces*, S. 13, Z. 18 (als *skandha*) aber *volitions*, *faculties*, S. 30, Z. 28/9 wird *asaṃskṛta* (unter dem Oberbegriffe *śūnyatā*) als *unconditioned* verstanden, ebenso S. 32, Z. 15 *saṃskṛta* als *conditioned*. *Samāpatti* ist S. 19, Nr. 18 *absorption*, S. 20 unter Nr. 20 *attainment*, ohne daß ausgeführt würde, warum der nämliche Begriff im einen Falle so, im anderen anders verstanden wird. Das Buch macht, auch schon in der Auswahl der benutzten Literatur, einen etwas müden Eindruck. Mit einem Verweise auf „japanische Quellen" (S. 84) ist kaum mehr anzufangen, als wenn einige Zeilen weiter, unter Nr. (11), überhaupt keine Quelle angegeben wird.

Gewiß, der Sanskrittext, welchen Konow herstellt, liest sich ganz gut. Aber inwieweit er mit dem Texte identisch ist, welcher der tibetischen Übersetzung zugrunde liegt, das läßt sich nicht so ganz leicht sagen. Es ist nun zwar allgemein anerkannt, daß eine tibetische Übersetzung sehr wörtlich, zwischenzeilig treu hergestellt ist, aber bewiesen hat dies trotzdem noch niemand, und es trifft dies nach meinen Erfahrungen am Tanjur vielleicht auch für die im Kanjur enthaltenen Texte noch nicht so selbstverständlich zu, wie allgemein unterstellt wird. Auch aus diesem Grunde mit vermißt man es doch, daß Konow den Kolophon der tibetischen Übersetzung nicht veröffentlichte — diese Kolophon sind im einzelnen vielfach für uns noch recht schwer verständlich. In ihnen finden sich nun, soweit ich nach Befunden im Tanjur sagen kann, manchmal Nachrichten, daß verschiedene indische Handschriften aus verschiedenen Gegenden Indiens nacheinander zu unterschiedlicher Zeit verwendet wurden, um eine ältere tibetische Übersetzung zu überarbeiten. Wie man dann aber den indischen Originaltext aus der vorliegenden tibetischen Übersetzung wiedergewinnen will, ist mir unklar. Ich kann nicht sagen, wie die Dinge bei der Daśasāhasrikāprajñāpāramitā liegen, aber was Beckh[1] aus dem Kolophon mitteilt, muß

1) Konow, S. 65, Z. 14/13 von unten.
2) Konow, S. 65.

1) Verzeichnis der tibetischen Handschriften der kgl. Bibliothek zu Berlin, S. 9b unter Bd. 23. Vgl. auch Anm. 2 zu dieser Spalte.

mißtrauisch machen, insofern darnach keineswegs klar liegt, wie die durch dies Kolophon bestimmte tibetische Daśasāhasrikāprajñāpāramitā zustande kam. Es steht darnach nämlich nur in der gedachten Nachschrift, daß der Text von Jinamitra und Prajñāvarman zusammen mit Ye śes de (Konow: sde) „durchgesehen und geordnet" wurde. Darnach handelt es sich also nicht um eine „translation of Jinamitra Prajñāvarman (so) and Ye śes sde" (S. 5), sondern die genannten indischen Mönche hätten mit ihrem tibetischen Glaubensgenossen nur eine bereits vorhandene Übersetzung, welche von jemandem anderem stammen kann, durchgesehen und geordnet. Noch mißtrauischer macht die Angabe im Kanjur-Kataloge der Otani Daigaku Bibliothek, wo es unter Nr. 733 heißt, die drei genannten Kirchenlichter haben 校閱刊定, denn darnach müßte man wohl als sicher unterstellen, daß eine bereits vorliegende tibetische Übersetzung von ihnen korrigiert wurde. Von einem Übersetzer ist auch hier nicht die Rede. Nur Annales du Musée Guimet ii, 200, Nr. 4 kann ich finden, dieser Prajñāpāramitā-Text sei von den genannten drei Männern übersetzt worden. Nirgends ist der tibetische Wortlaut des Kolophones zu finden. Was also eigentlich darin steht, läßt sich nicht ausmachen. Wie die Dinge liegen, wird man aber der Csoma-Feerschen Angabe zunächst abwartend gegenüberstehen. So ist es wirklich bedauerlich, daß Konow den Text des Kolophones nicht mit abdruckte und, wenn möglich, übersetzte, denn es wird nun doch recht zweifelhaft, ob dieser Text, wie Konow meint, Ende des 8., Anfang des 9. Jahrhunderts ins Tibetische übersetzt wurde. Wenn Konow darüber auch nichts sagt, steht wohl anzunehmen, daß er mit dem Narthanger Drucke arbeitete. Ob dieser Druck aber den oder einen tibetischen Text darstellt, das ist noch nicht ausgemacht. Nach meinen Erfahrungen am Tanjur[1] wird man dies auch in jedem Einzelfalle für die Texte des Kanjur feststellen müssen, ehe man vom tibetischen Texte sprechen kann. Solange dies nicht geschehen ist, kann ich nach meinen Erfahrungen die Grundlage nicht für gefestigt halten, auf welcher ein Sanskrittext nach einer tibetischen Übersetzung hergestellt wird.

Für die Bearbeitung anderer Texte ist es am wichtigsten, einen tibetisch-sanskritischen Index zu haben. Vielleicht ist es Konow doch noch möglich, diesen Index zu veröffentlichen. Er nützt, glaube ich, unmittelbarer und mehr als der Sanskritindex.

1) Wenn Mars das zuläßt, hoffe ich darüber anderweit berichten zu können.

Wiersbitzky, Dr. Kurt: **Südostasien.** 2. Aufl. Leipzig: B. G. Teubner 1943. (III, 80 S., 9 Ktn-Skizzen.) 8°. RM. 1.50. Bespr. von W. Credner, München.

In diesem, mit anschaulichen Kärtchen ausgestatteten Bändchen wird der südostasiatische Raum nach Gesichtspunkten der Geopolitik behandelt. Die Darstellung gibt einen guten Überblick über den politisch-geographischen Charakter des Raumes und seine im Geschehen unserer Tage so grell beleuchteten Probleme. Die Beurteilung derselben ist im großen richtig, doch wird die Schrift vor allem der holländischen Kolonialleistung nicht gerecht. Wenn Niederländisch-Ostindien so stark als kapitalistische Ausbeutungskolonie hingestellt wird, ist dieser Raum, in dessen Entwicklung, wie der Verf. richtig betont, auch deutsche Arbeit in so hohem Maße verwoben ist, doch unter holländischer Leitung und nicht zuletzt zum Wohle der eingeborenen Bevölkerung das wirtschaftlich höchstentwickelte Tropengebiet der Erde überhaupt geworden. Mit seiner zum größten Teil auf europäischen Rohstoffbedarf eingestellten Güterproduktion bringt es neben seinen für die Ostasiatische Großraumwirtschaft hochbedeutsamen Reichtumsquellen doch in diese auch eine Reihe gewiß nicht leicht zu lösender Probleme ein, die einer sorgsamen Behandlung bedürfen. Bei dem schon in anderen kolonialen Räumen bewiesenen Geschick der Japaner dürfte es allerdings diesen als den neuen Herrn des Raumes in geschickter Weiterführung auch der alten Wirtschaftsbeziehungen desselben gelingen, diese Schwierigkeiten zu meistern.

Ostasien.

Trittel, W., u. M. G. **Pernitzsch: Wörterbuch zur Auswahl moderner chinesischer Prosastücke.** Leipzig: Harrassowitz 1942. (VII, 245 S.) 8°. = Sprachenkundliche Lehr- u. Wörterbücher, Bd. 41. Geb. RM. 15.—. Bespr. von W. Eberhard, Ankara.

Es muß vorausgeschickt werden, daß die nachfolgende Anzeige dadurch unvollständig ist, daß mir die vorausgegangene „Auswahl moderner chinesischer Prosastücke (vgl. OLZ 1939, Nr. 7, Sp. 457) nicht vorlag. Das Wörterbuch enthält die in den einzelnen Lesestücken vorkommenden Ausdrücke und Vokabeln nicht, „die bei einem Studierenden des 4. Semesters als bekannt vorausgesetzt werden müssen".

Demnach ist das Buch für den Unterrichtskurs des 4. Semesters am Auslandswissenschaftlichen Institut Berlin bestimmt, und dürfte für die Studenten eine große Erleichterung der Arbeit darstellen. Die in europäischen Wörterbüchern sehr häufig nicht zu findenden Ausdrücke der modernen Sprache besonders auf den Gebieten der Wirtschaft und Politik sind in ihm in einer solchen Menge zusammengestellt, daß das Wörterbuch zugleich auch als ein Wörterbuch der modernen offiziellen Sprache benutzt werden kann. Dadurch gewinnt das Buch einen Wert, der über den eines Hilfsmittels zum Textbuch hinausgeht und damit eine Bereicherung unserer lexikographischen Kenntnisse darstellt. Dem Buch, das die Transskription des „Four corner system" benutzt, ist ein nach Radikalen geordneter Index beigegeben, der auch denen die Benutzung des Buches ermöglicht, die sich nicht an dieses System gewöhnen können. Ein zweiter Index nach dem „Four corner system" enthält dann die einzelnen Ausdrücke und Vokabeln. So ist das Buch auch gut für den benutzbar, der es nicht direkt im Zusammenhang mit den Lesestücken benutzen will.

Es sind jedoch einige Bemerkungen zu machen. Das Buch ist m. A. nach zu sehr für den praktischen Gebrauch gemacht. Man vermißt eine Erklärung von Namen und Büchertiteln. Wer ist *Ts'ui Shih* (S. 17) und *Ch'in Jung-kuang* (S. 17)? Dem Studenten wäre viel geholfen, wenn eine kurze Erklärung wenigstens die Lebensdaten der Männer angäbe. Andere Erklärungen sind so kurz, daß sie den Eindruck erwecken können, als habe der Autor die Bedeutung selbst nicht verstanden, so S. 17 „*Chu-chih-ts'ih*" = Lokalgeschichte; zumindest müßte gesagt sein, daß es sich hier um eine bestimmte Gedichtform handelt, die am Ende der T'ang-Zeit aufkam; bei *Yüan-ming* (S.17) müßte dazu gesagt werden, daß infolge eines Tabu nicht die korrekte Aussprache *Hsüan-ming* geschrieben ist; *Ch'un-yü K'un* (S. 37) lebte nicht in der Zeit der 3 Reiche, sondern in der Zeit der streitenden Reiche; *Ch'un-ch'iu ta-i* bedeutet nicht: „Erbittung von Gerechtigkeit seitens der Zensoren in der Chun-ch'iu-Zeit (S. 103)", zumal es damals noch keine Zensoren gab; *Yü-ts'ih* ist kein Eigenname (S. 34), sondern ein Ortsname in Shansi; ein *chi-ch'i-ching* ist kein artesischer Brunnen (S. 149), sondern ein maschinell betriebener Brunnen; eine *ku-fen yo-hsien kung-sih* (S. 57) ist eine Aktiengesellschaft mit beschränkter Haftung (ebenso S. 83). Manchmal dagegen werden längere Erklärungen gegeben (wie S. 137 und 32), ohne daß gesagt wird, woher das gebrauchte Zitat stammt (Zitat S. 32 stammt aus Han-Fei-tse).

Zweitens enthält das Buch m. A. zuviel Texte aus dem Bereich von Mandschukuo; es wäre besser gewesen, mehr Texte aus dem eigentlichen Gebiet Chinas zu bringen, statt solcher aus einem, kulturell gesprochen, Kolonialgebiet. Drittens enthalten die Indices jeden Ausdruck nur einmal, während er im Wörterbuch selbst mehrmals vorkommt (z. B. *fou-piao* nicht nur in Nr. 298, sondern auch in Nr. 304, noch dazu beide Male in verschiedener Transkription; *sou* nicht nur in Nr. 262, sondern auch Nr. 300; *chi-chê* nicht nur S. 10, sondern schon S. 1; *chung-yang* nicht nur in den Zusammensetzungen S. 212, sondern schon für sich allein S. 12). Dies hätte keine weitere Bedeutung, wenn nicht manche Worte an verschiedenen Stellen in verschiedenen Bedeutungen gebraucht würden (z. B. *k'ang* im Index nur mit Nr. 342 erwähnt; die auf Nr. 385 gebrauchte Hauptbedeutung ist nicht erwähnt; *tu* dem Index nach Nr. 64, aber auch in Nr. 75 in anderer Bedeutung).

So läßt sich zusammenfassend sagen: Das Wörterbuch ist eine lexikalische Hilfe für das moderne Chinesisch, jedoch ist es nicht mit der wünschenswerten Genauigkeit gearbeitet.

Bohner, Alfred: **Japan und die Welt.** 2. Aufl. Langensalza: Beltz 1941. (136 S.) 8° = Raum und Volk. Erdkundliche Arbeitshefte. Gruppe V. Räume der Gelben. H. 4. — Bespr. von Wolf Haenisch, Berlin.

Die Aufgabe, die sich dieses Büchlein gestellt hat, ist nicht leicht: die Grundlage für einen japanischen landeskundlichen Unterricht in der Schule zu geben. Ist doch der allgemein bekannte Hintergrund, vor dem sonst das Bild eines Landes aufgebaut werden kann, für Ostasien immer noch reichlich unklar und verschwommen.

Das Buch ist in fünf Abschnitte eingeteilt. Der erste — überschrieben „Die Japaner" — bietet eine allgemeine Charakteristik des japanischen Menschen — ein guter Gedanke, japanische Eigenarten, wie Gemeinsinn und Opferbereitschaft, gleich im Anfang zu betonen. Das Inselreich — der zweite Abschnitt — bringt eine geographisch naturwissenschaftliche Übersicht. Die Geschichte wird unbefriedigend im dritten Abschnitt: „Wie Raum und Volk zusammenwuchsen", dargestellt. Abgesehen davon, daß sachlich manches auszusetzen wäre, ist nicht einzusehen, warum Höhepunkte der japanischen Geschichte, ihre volkstümlichsten Vertreter, etwa der Kamakurazeit, keine Berücksichtigung finden. Am besten gelang dem Verf. der Abschnitt „Wie leben die Japaner

heute in ihrem Raum". Hier wird aus einer reichen Japanerfahrung heraus lebendig und geschickt das Japan der Gegenwart beschrieben. Die neun Kapitel dieses Abschnittes beschäftigen sich u. a. mit dem japanischen Bauerntum, der japanischen Großstadt, dem japanischen Erziehungswesen und den japanischen Festen. Vor allem sei das Kapitel „Der Bauer und seine Bedeutung für das japanische Volk" hervorgehoben, in dem japanisches und deutsches Bauerntum miteinander verglichen und die wichtigsten japanischen Kulturpflanzen geschildert werden. Der letzte Abschnitt: „Japan und die anderen Völker" behandelt die außenpolitischen Fragen des japanischen Reiches, ausgehend von der japanischen Raumnot. Manche Angaben hier sind inzwischen überholt. Sie wären in einer neuen Auflage zu berichtigen, in der auch die Gründung des mandschurischen Staates als Wendepunkt in der jüngsten politischen Entwicklung mehr hervorgehoben werden müßte. — Ein Literaturverzeichnis und eine Übersichtskarte beschließen das Buch.

Wüst, Prof. Dr. Walther: **Japan und wir.** Ansprache. Gehalten bei der Gründungsfeier der Deutsch-Japanischen Gesellschaft in München. Berlin-Dahlem: Ahnenerbe-Stiftung Verlag 1942. (30 S.) 8°. Bespr. von Horst Hammitzsch, Leipzig.

Einen weitumfassenden Überblick über deutsch-japanische Gleichläufigkeiten kultureller, geistiger und historischer Geschehnisse und über die enge Zusammenarbeit der beiden Länder auf den verschiedensten Gebieten bietet diese Ansprache. Ausgehend vom Sinn und Ziel des gegenwärtigen Kampfes weist sie auf die geistigen Kräfte hin, die diesen Kampf führen und, da beiden Völkern wertähnlich, besonders geeignet sind, gegenseitiges Verstehen zu fördern. Eine reiche Zahl von Beispielen gibt Einblick in die enge zwischenvölkische Zusammenarbeit Deutschlands und Japans. Die Ansprache klingt in den Wunsch aus, diese Gemeinschaftsarbeit noch mehr zu vertiefen und in Deutschland weitere Möglichkeiten zum Studium des fernöstlichen Inselreiches zu schaffen.

Afrikanistik.

Hänel, Karl: **Nigerien.** Am Nil der Schwarzen. Leipzig: Wilhelm Goldmann [1943]. (146 S., 1 Kte.) 8° = Weltgeschehen. Geb. RM. 3.—. Bespr. von D. Westermann, Berlin.

Nigerien ist mit seinen 20 Millionen Einwohnern eine der am besten entwickelten Kolonien Afrikas und verdient in der von G. Herrmann herausgegebenen Reihe „Weltgeschehen" vollauf die eingehende Darstellung, die Hähnel ihr zuteil werden läßt. Es ist eine sorgsame, auf recht gründlichem Quellenstudium beruhende aufschlußreiche Arbeit, aus der man sich nach allen Seiten hin zuverlässig unterrichten kann. Über Entdeckungsgeschichte, die geschichtlichen Verhältnisse in der vorkolonialen Zeit, die englische Besitzergreifung, über das Land und die Eingeborenenbevölkerung, Verwaltung, Verkehr und die wirtschaftliche Entwicklung wird alles Nötige in zutreffender Weise gesagt. Reichlich kurz kommt freilich die Erziehung und in Verbindung damit das ganze Gebiet der Eingeborenenpolitik weg. Beide stehen heute fast in ganz Afrika so im Vordergrund, daß man ihr schwerlich mit einigen Zahlenangaben gerecht werden kann. Wenn auf S. 73 gesagt wird, daß 400000 Kinder Unterricht in Grundschulen erhalten und auf der nächstfolgenden Seite die Behauptung erscheint, der Neger, der Schulbildung genossen habe, sehe mit Verachtung auf alle Handarbeit herab, so ist das trotz des Wahrheitskornes, das darin liegt und besonders früher darin lag, ein Widerspruch; denn wo sollen die Schüler Beschäftigung finden, wenn nicht zu einem großen Teil in technischen und landwirtschaftlichen Berufen? Tatsächlich finden sich in den technischen Ausbildungsstätten Nigeriens, die auf die Grundschule folgen, Zehntausende von Schülern, die so gut wie ausnahmslos in Berufe gehen, die Handarbeit erfordern. Ebensowenig stichhaltig ist die Meinung, der Neger stehe fast ausschließlich im Banne mystischer Vorstellungen. Die zahlreichen technischen, kaufmännischen Angestellten- und Beamtenberufe, in denen der Neger sich heute betätigt, die Tätigkeit als Lokomotivführer und Autofahrer, als Buchhalter in kaufmännischen Unternehmungen lassen sich mit einer „mystisch" vernebelten Seelenhaltung nicht recht vereinigen. Daß der „von den Erziehern erstrebte, gute schwarze Afrikaner" eine Utopie sei, wäre zu beweisen, durch bloße Behauptungen kommen wir nicht weiter. Glaubt man, alle Kolonialregierungen in Afrika, die doch auch über eine gewisse Erfahrung verfügen, würden auf die Erziehung der Eingeborenen so große Mittel und Mühe verwenden, wenn es sich dabei um eine Utopie handelte? Wir haben keinen Anlaß, auf Grund älterer, oft oberflächlicher und zum Teil durch die tatsächliche Entwicklung längst überholter Meinungen das Können des Negers niedriger einzuschätzen als es ist.

Einige unzutreffende Bemerkungen finden sich in dem sonst wertvollen Abschnitt über

die Eingeborenenbevölkerung. Die heilige Stadt der Yoruba heißt nicht Ifne, sondern Ife. Kano war niemals die Hauptstadt des Bornureiches, es gehörte diesem Reiche nicht einmal an. Daß die Ful sich lange Jahrhunderte einer Rassenmischung widersetzten, mag sein, wir wissen aber nichts darüber. Ebenso wenig war es bisher bekannt, daß seit dem 15. Jahrh. die Ful „ihre Herden von Rindern, Pferden und Kamelen" zwischen den Hausa trieben.

Die reichlich eingestreuten abfälligen Bemerkungen über England und die Engländer hätten sich besser beschränkt auf die Fälle, in denen sie berechtigt sind.

Im ganzen ist das Buch ein schätzenswerter und in der Reichhaltigkeit seiner Unterrichtung willkommener Beitrag zur afrikanischen Kolonialkunde.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Aegyptus 23 1943:

1 3—10 A. Calderini, Un manoscritto di Ippolito Rosellini alla Braidense (eine bisher unbekannte Einleitung in die Geschichte Ägyptens). — 11—89 O. Montevecchi, Ricerche di sociologia nei documenti dell'Egitto greco-romano (Fortsetzung aus Aeg. 15. 16. 19. 21; Kaufurkunden betr. Grund und Boden, Erträge, Preise, Personen der Käufer und Verkäufer usw.). — 90—105 O. Montevecchi-L. Alfonsi, Dai papiri inediti della Raccolta Milanese: 20 Frammento storico o mitografico (Timaeus? De Sanctis denkt an einen Mythographen). 21 Demosthenes de Cor. 238—242. — 106—27 R. Murri, Ricerche sugli abiti menzionati nei papiri grecoegizî (Kleidungsstücke, alphabetisch geordnet, bis Dalmatica, und besprochen). — 128—31 G. Boson, Una falsificazione o una scrittura sillabica sconosciuta? (Marmortäfelchen in Turin, mit unbekannter Schrift; Abbildung). W. Schubart.

Archivum Orientale Pragense. Zeitschrift des Orientalischen Institutes Prag. Herausgeber: A. Grohmann und B. Hrozný. (Unter diesem Titel und dieser Schriftleitung erscheint die Fortsetzung des Archiv Orientální.) 14 1943:

1/2 1—117 B. Hrozný, Kretas und Vorgriechenlands Inschriften, Geschichte und Kultur. — I. Ein Entzifferungsversuch (Hrozný beginnt hier eine Entzifferung der kretischen Inschriften, von der er bereits in seiner Ältesten Geschichte Vorderasiens Proben gegeben hatte, vorzulegen, indem er nach einer kürzeren Einleitung zunächst die Inschriften von Eleusis — Nr. 1 —, Theben — 2—27, Orchomenos 28, Tiryns 29—35, Mykenai 36—39, Pronoia 40 — und dann zwei etwas längere Inschriften aus dem Archiv von Knossos behandelt. Der von ihm selbst ausdrücklich als solcher gekennzeichnete Versuch erinnert natürlich an die bisherigen Entzifferungen des Verfassers, an die des Keilschrift-Hethitischen, des Hieroglyphisch-Hethitischen und der proto-indischen Schrift. Es ist überall die auf sehr gründlichem Studium des Materials aufgebaute, von weit gespannten Kenntnissen getragene, doch kühne Phantasie, die die Ergebnisse zeitigt. deren Darstellung nicht selten auch der begreiflichen Skepsis der Forschung Ansatzpunkte bietet. Beim Keilschrift-Hethitischen hat sich diese Skepsis endgültig als unberechtigt erwiesen. Beim Hieroglyphisch-Hethitischen, in das gleichzeitig auch andere Gelehrte Bresche schlugen, ist nicht zuletzt durch Hroznýs Verdienst doch eine weitgehend einheitliche positive Auffassung erzielt worden. Beim Proto-Indischen wird man vielleicht — angesichts der Eigenart des Materials — noch lange auf eine endgültige Klärung warten müssen, ob sich Hroznýs Bemühungen, mindestens der ernsthafteste Entzifferungsversuch, der bisher gemacht wurde, tatsächlich bewähren werden. Beim Kretischen setzen die ersten vorgeführten Deutungen die Zeichen der Schrift mit solchen anderer mehr oder weniger entzifferter Schriften, der hethitischen, aber auch der ägyptischen Hieroglyphen, der proto-indischen Zeichen, der kyprischen Schrift in Verbindung und nehmen entsprechenden Lautwert an. Da Hrozný genetischen Zusammenhang der verschiedenen Schriften für gegeben hält, ist das als Forschungshypothese begründet. Ein Urteil, ob und wieweit die Methode richtig und die Entzifferung geglückt ist, kann man sich antürlich erst bilden, wenn der Hauptteil des Inschriftenmaterials gedeutet vorliegt. Erst das Ergebnis gibt die Probe. Nun muß man unstreitig zugeben, daß es immerhin überraschend ist, wieviel an sinnvoller Deutung Verf. jetzt schon zu bieten vermag. Freilich sind die bisher behandelten Inschriften der Mehrzahl nach recht kurz, und die wenigen längeren enthalten angeblich außerordentlich viele Ortsnamen, die uns meist sonst nicht bekannt sind. Man muß sich aber darüber klar sein, daß der Leser der Arbeit nicht denselben Weg geführt werden kann, den Hroznýs Entzifferungsarbeit selbst ging, daß er gleich von Anfang an mit Erkenntnissen vertraut gemacht wird, die sich dem Entzifferer gewiß erst aus langer Beschäftigung mit dem Gesamtmaterial ergaben. Es wird darum sehr zu begrüßen sein, wenn Hrozný, wie er S. 3, Anm. 2 in Aussicht stellt, in einem besonderen Aufsatz das Wesentliche seiner Entzifferungsmethoden darlegen wird. Ein endgültiges Urteil über die überaus mühsame, aber auch ungemein geistreiche, auf jeden Fall höchst fördernde und anregende Arbeit kann hier nicht gefällt werden. Wohl aber soll auf einige, vom Verf. selbst vorweggenommene Gesamtergebnisse hingewiesen werden. Was die Schrift betrifft, so kommt Hrozný zu der Annahme, „daß die überwiegende Mehrzahl der phönizischen Schriftzeichen aus der kretischen Schrift entlehnt sei" (S. 9). Die Sprache erwies sich ihm als eine „indoeuropäische", „die etwa zwischen dem Hieroglyphisch-Hethitisch und Keilschrift-Hethitisch stehen dürfte" (S. 7). Dabei mag es sehr wohl richtig sein, daß die Bevölkerung, wie Hrozný annimmt, sehr stark gemischt war, daß auch semitische Elemente darin vertreten waren. Eine andere Frage aber ist, ob es denkbar ist, daß eine indogermanische Sprache in so auffallender Weise mit babylonischen Elementen durchsetzt ist, wie Hrozný sie in der der babylonischen Mimation entsprechenden angeblichen Nunation (S. 13, 19, 30) oder gar in der Bildung von Formen des verbum finitum mit babylonischen Endungen (S. 81) annimmt. Hier

erheben sich ebenso starke Bedenken, wie hinsichtlich der Deutung so vieler unbekannter Ortsnamen aus dem Semitischen. Aber nochmals: Verf. selbst erhebt ja nicht den Anspruch, alle Rätsel gelöst zu haben, sondern bringt seine kühnen Hypothesen mit allem Vorbehalt vor. Nur zwei Einzelheiten seien noch herausgehoben. Hrozný hält es für möglich, daß er in gewissen Stellen hier das Prototyp von griech. *βασιλευς* und seine Deutung (?) entdeckt hat (S. 68 u. 17f.); und er glaubt in einer Inschrift den Ortsnamen Aḫijava lesen zu können, womit die berühmte Aḫijava-Frage neu aufgerollt wird und — falls sich die Lesung bewahrheiten sollte — sich ungeahnte Konsequenzen ergeben würden. (S. 108ff.). Kaum weniger verblüffende Deutungen finden sich noch manche. Man sieht, die Arbeit ist von ganz großer Tragweite. Es ist begreiflich und gewiß vom Verf. selbst erwartet, wenn angesichts der überraschenden neuen Thesen erst einmal die Skepsis sich melden und die Kritik einsetzen wird. Aber die vorliegende Arbeit selbst wie die Erfahrungen, die die gelehrte Forschung bei der früheren Entzifferungstätigkeit des Verf. sammeln konnte, machen es zur Pflicht, sich nicht durch die bisherige Unwahrscheinlichkeit der Thesen oder auch die vorerst noch nicht ausreichend scheinende Begründung mancher Kombinationen zu vorschneller Ablehnung verleiten zu lassen. Auch wenn sich schließlich vieles nicht als haltbar erweisen sollte, wird die geistreiche und kühne Leistung doch einen Markstein in der Geschichte der Entzifferung bedeuten). — 118—28 V. Lesný, Der Gebrauch des Personalpronomens als Satzsubjekt im Altpersischen (Gegenstück zu J. Gondas Arbeit über das Altindische in Acta Or. 19, S. 211ff.). — 129—51 P. Poucha, Vom Vedischen zum Sanskritakzent („ein Fall aus dem großen Entindogermanisierungsprozeß des Altindischen"). — 152f. A. J. van Windekens, Zur Erklärung der geographischen Benennung Himatala bei Hüan-Tsang. — 154—9 Buchbesprechungen.
R. H.

Byzantinisch-Neugriechische Jahrbücher 16 1940:

1/2 169—70 Alexander H. Krappe, Zur Geschichte des Kaisers Skinder (Berichtigungen zu M. Gasters Ausgabe der rumänischen Fassung der Sieben weisen Meister und zu der Annahme der Priorität der morgenländischen Fassung). — 192—6 Joshua Staar, St. Maximos and the forced baptism at Carthage in 632 (zu Devreesse, La fin inédite d'une lettre de Saint Maxime; un baptême forcé de Juifs et de Samaritains à Carthage en 632. Der Brief ist an Sophronios von Jerusalem gerichtet). — 197—208 Rudolf Keydell, Zu antiken Lapidarien (Bemerkungen zu der Berliner Dissertation von Karl-Willy Wirbelauer 1937, u. a. betr. Epiphanios von Salamis auf Zypern.) — *230—8 V. N. Bénéchévitch, Les manuscrits grecs du Mont Sinaï et le monde savant de l'Europe depuis le XVII^{e} siécle jusqu'à 1927 (Peter Thomsen). — *242—3 Klaudius Jüssen, Die dogmatischen Anschauungen des Hesychius von Jerusalem II (Peter Heseler). — *246—7 *Στ. Ξανθουδίδης, Ἡ Ἐνετοκρατία ἐν Κρήτῃ καὶ οἱ κατὰ τῶν Ἐνετῶν ἀγῶνες τῶν Κρητῶν* (William Miller). — *248—9 *Ε. Δ. Βουραζελε, Ὁ βίος τοῦ Ἑλληνικοῦ λαοῦ κατὰ την Τουρκοκρατίαν ἐπὶ τῇ βάσει τῶν ξένων περιηγητῶν* (William Miller). — *249—55 Carl Nordenfalk, Die spätantiken Kanontafeln (Hugo Buchthal).
Peter Thomsen.

Mitteilungen des Deutschen Instituts für ägyptische Altertumskunde in Kairo 9 1940:

1—39 H. Junker, Der Tanz der Mww und das butische Begräbnis im A R (Nachweis, daß der später als das osirianische Begräbnis seit M R bekannte Bestattungstyp in den wesentlichen Einzelzügen des Rituals bereits in Gräbern hoher Beamter in Memphis seit Ende 5. Dyn. dargestellt vorkommt. Saïs, Buto und andere Deltaorte spielen als Wallfahrtsstätten des Toten die entscheidende Rolle, die osirianische Adaptierung also sekundär. Die sog. Muutänzer tragen Kronen mit den Wappenpflanzen der beiden Landeshälften; hierzu 14 Abb.) — 40—92 (mit 16 Taf.). G. Roeder, Vorbericht über die Deutsche Hermopolis-Expedition 1938 u. 1939 (darin E. Samesreuther, Die Ausgrabung 1938. H. Brunner, Die Inschriften und Reliefs, wichtig darunter die Reliefs im Amarnastil aus den Fundamenten ramessidischer Bauten, Taf. 6—8. E. Brunner-Traut, Einzelne Fundstücke. Architekturreste meist von späten Bauten. Plastik. Terrakotten. Öllampen. Keramik. F. Krischen, Baugeschichtliche Ergebnisse der Grabung von 1939. W. Hölscher, Einzelfunde). — 93—119 R. Anthes, Das Bild einer Gerichtsverhandlung und das Grab des Mes aus Sakkara (mit 2 Taf. I. Untersuchung, welche Verhandlung das Bild aus dem Grab des Mes darstellen soll. II—IV. Zur Anordnung der erhaltenen Teile an den Grabwänden. Zusammenstellung weiterer Stücke aus dem Grab nach Photographien im Besitz von Gardiner. V. Bemerkungen zur Anlage des Mes-Grabes. VI. Bemerkungen zur Person des Mes. Wichtige Beiträge zum Verständnis der von Gardiner, The inscription of Mes. (Unters. IV) behandelten großen Inschrift über den Prozeß des Mes wegen Ackerland bei Memphis, und zur Rekonstruktion der zerstörten Grabanlage aus ramessidischer Zeit, nahe der Teti-Pyramide bei Sakkara). — 120—131 M. Cramer, Die Inschriften der Berliner Amarnatür 20376 im Zusammenhang der Amarnatexte (mit 3 Taf. Wichtig für die Ausstattung der Häuser ist die Typologie der beschrifteten Türen dieser Zeit). — 132—145. W. Darsow, Tell el-ʿOreme am See Genezareth. (Vorläufiger Bericht über die erste Grabung im März und April 1939. Orientierung über die bei der Grabung angeschnittenen Schichten, namentlich die eisenzeitliche Siedlung). — 146—155. H. Schäfer, Finger und Daumen, Abwehr und Fingerzeig, die „Faustelle" (Auseinandersetzung mit Borchardts Ausführungen in Ä. Z. 73, S. 119—120 über die Fingerhieroglyphe in der Bedeutung „Daumen", über Abwehrgesten mit Fingern z. B. bei Abwehr des Krokodils, und über ein drittes Ellenmaß: Unterarm mit zur Faust eingeschlagenen Fingern). — 156—172. J. Spiegel, Typus und Gestalt in der ägyptischen Kunst (Weiterführung der in letzter Zeit von Schäfer, Wolf, Anthes u. a. erörterten grundsätzlichen Fragen des ägyptischen Kunstwollens).
H. K.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs Verlag, Leipzig C 1, Scherlstraße 2. — Druck von A. Heine GmbH., Gräfenhainichen. — Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Richard Hartmann, Berlin.

In Vorbereitung:

Der Alte Orient. Gemeinverständliche Darstellungen, für die Vorderasiatisch-Ägyptische Gesellschaft herausgegeben von Otto Eißfeldt, Bd. 43:

Die Entstehung der sumerischen Hochkultur

von Professor Dr. **Anton Moortgat,** Berlin

Etwa 125 Seiten mit 28 Abbildungen im Text und 32 Tafeln. 8°. Etwa RM. 9,—

Mit monumentalen Kultbauten, hochentwickelter Bildkunst und Schrifterfindung als wichtigsten äußeren Merkmalen tritt uns im Zweistromland um die Wende des 4. zum 3. vorchristlichen Jahrtausend die sumerische Hochkultur als wohl älteste der Menschheit entgegen. Ihre Folgen für Morgen- und Abendland sind nahezu unübersehbar. Das Suchen nach ihrem Wesen sowohl wie nach ihrem Werden hat die hier angekündigte Arbeit veranlaßt. Das Wesen frühsumerischer Kultur offenbart sich in einem geschlossenen Kreis von Bildgedanken, die sich nur aus dem Innin-Tammuz-Mythus verstehen lassen, wie er uns aus spätsumerischen Hymnen schon lange bekannt ist. Die Muttergottheit Innin als Trägerin des ewigen Lebens und der Gottmensch Tammuz, die Verkörperung des sterbenden und wiederauferstehenden Lebens, sind dem frühen Sumerer die höchsten Prinzipien, die Dies- und Jenseits zusammenhalten und infolgedessen auch Staat und Gesellschaft beherrschen.
So überraschend neu die Leistung dieser Hochkultur sein mag, ihre Wurzeln streckt sie tief in die vorderasiatische Vorgeschichte, die wir heute bis nahe an die Jungsteinzeit verfolgen können. Der erste Teil der Arbeit versucht denn auch ein Bild zu entwerfen von dem allmählichen Wachstum menschlicher Gesittung in den verschiedenen vorgeschichtlichen Kulturbezirken, die in weitem Bogen von Nordsyrien über Mesopotamien bis nach Iran das kleine Gebiet der späteren sumerischen Hochkultur am persischen Golf umlagern.

★

Bis auf weiteres noch lieferbar:

Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden

Nach den neuesten Ausgrabungen und Forschungen dargestellt

von Professor D. Dr. **Peter Thomsen,** Dresden

3., völlig neubearbeitete Auflage. 120 Seiten mit 42 Abbildungen im Text und auf 16 Tafeln. 8°. 1931.
[Der Alte Orient Bd. 30] RM. 3,60

Die Ausgrabungen und Forschungen in Palästina-Syrien haben eine Fülle überraschender Funde erbracht, so daß sich das Dunkel über Jahrtausende ältester Geschichte immer mehr zu lichten beginnt. Auch das, was das Alte Testament von der Vergangenheit zu erzählen weiß, gewinnt hiernach Klarheit und Bestimmtheit. Die wichtigsten Ergebnisse dieser Forschung schildert der Verfasser allgemeinverständlich, aber auf wissenschaftlich sorgsam geprüfter Grundlage. Für den Leser, der Einzelheiten genauer verfolgen will, ist die nötige Literatur angegeben. Das Buch ist ein zuverlässiges Hilfsmittel, um die älteste Geschichte des heiligen Landes, seiner Bewohner und ihrer Religion kennenzulernen.

Altorientalische Siegelbilder

von Professor Dr. **Otto Weber †**

VIII, 133 Seiten und VIII, 117 Seiten mit 596 Abbildungen. 8°. 1920
[Der Alte Orient Bd. 17 und 18.] RM. 4,80

Der Inhalt des Werkes gliedert sich wie folgt: Mythologische Szenen. Szenen aus dem Kreis der Gilgameschsage: Die Kampf- und Triumphszenen der Gilgameschsage. Gilgamesch-Szenen verschiedenen Inhalts. Der triumphierende Adler. Typik und Kompositionsschema der Gilgamesch-Kampfbilder. Der Sinn des Gilgamesch-Kampfbildes. — Der Löwengreif / Assyrisch-persische Kampf- und Triumphbilder / Die Kämpfe des Sonnengottes / Der aufsteigende Sonnengott. / Das Rind mit der Flügeltüre / Die Schlangengottheit / Der Vogelmensch vor dem Richterstuhl / Die sogenannten Etana-Bilder / Mythologische Schiffs- und Wagenszenen / Szenen aus Tierfabeln / Religiöse Szenen: Das Totenmahl / Kultische Szenen / Profane Darstellungen: Viehzucht / Ackerbau / Der Arzt / Jagdszenen / Ornamente: Reine Tierfriese / Verbindung von Tierfries und Linienornament / Reduplikationen / Linienornamente.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

J. C. HINRICHS VERLAG IN LEIPZIG